Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

52 (30.12.1934)

Visual Library

Folge 52 / Jahrgang 1934 — Sonntag, 30. Dezember 1934

An der Schwelle des Jahres

VON OLAF SAILE

Die Stunde, in der sich zwei Jahre, das alte und das neue, in einem kurzen Augenblick, bei einem flüchtigen Gläserklang begegnen, wird wie kaum eine andere mit übermütiger Fröhlichkeit und einer beinahe heroischen Geste gefeiert. Es ist, als spürte jeder eine Ahnung vom Atem der Ewigkeit. Man begrüßt ein neues Jahr, obwohl jedes im letzten Grunde ein Schritt hin zum Ende ist, man stößt mit festlich bewegten Menschen an und weiß nie, ob nicht der oder jener, der eben ein schäumendes Glas hochhebt, nicht schon vom Tode gezeichnet ist. Wer weiß, ob er selber, nach abermals einem Jahr, die Silvesterglocken hören wird.

Noch aber sind wir nicht vom Mantel des Vergessens bedeckt, noch sind wir nicht im Dunkel des Gewesenseins verschollen — noch stehen wir, Gott sei Dank!, im Licht und im Leben, noch brandet es ohne Ruhe um das schwanke Schiff unseres Lebens, noch glänzt an seinem Mast der Stern, noch ist alles um uns herum von Glauben und Sehnsucht, von Mut und Schmerzen, von Pracht und Liebe voll — und preisgegeben wie eh und je stehen wir bald oben auf dem Turm der Silvesternacht und sehen, schon tief unter uns versinkend, die Lichter und Schatten dieses eben verrauschenden Jahrs.

Mit reicher Fracht beladen segelt es hinaus in das dunkle Reich der Ewigkeit. Dort wird es aufbewahrt für das ewige Buch der Geschichte, und in alledem ist immer auch ein Teil von dir selbst, von Jahr zu Jahr wirst du, wer du immer sein magst, stärker einbezogen in alles dies, was größer ist als du selbst. Vielleicht hast du einen Freund begraben, und so ist ein Kleines von dir an das Große verkettet, vielleicht hast du einen Menschen gewonnen, eine Liebe, eine gute Tat getan. Ja, was war dir 1934? Was warst du in diesem Jahr? Was hast du getan, was hast du vollbracht, was kannst du aufweisen an Leistung und Wert, wie bist du gestiegen oder gar gesunken? Werden da nicht drunten im Tal des verrauschenden Jahres die Lichter immer blasser und schwächer? Du wirst dich entschuldigen wollen wie immer, und du würdest schon alles nachholen. Ja, so haben wir alle einmal gesagt, wenn etwas Großes versäumt, wenn unser Wille träge und unser Herz arm geworden war. Siehst du, wenn du heute zurückschaust, nicht Möglichkeiten über Möglichkeiten, die du versäumtest? Siehst du nicht ein ganzes Heer vergessener Dinge um dich aufmarschieren, vergessener Pflichten, versäumter Taten? Niemand ist so erhaben und niemand ist so gering, um vor dieser Frage zu flüchten.

Es ist etwas Bezauberndes um die Sitte, in der Silvesternacht, wenn die zwölf Mitternachtstöne über die Erde hinklingen, Glas und Herz und Auge emporzuheben und am offenen Fenster, wenn draußen die Sprühfeuer gegen den Himmel steigen, dem dunkel heraufsteigenden Jahr den Freundesgruß zuzurufen und mit dem neuen Wegbruder anzustoßen. Wir wissen nicht, was er in seinem Mantel verbirgt. Jedes Menschendasein — nur soviel wissen wir — ist von Anfang an ins Tragische gestellt, weil es vom Geheimnis umwölkt ist. Vielleicht werden wieder Menschen ihrem Geschick erliegen, vielleicht verliert der eine oder andere den Atem in dem ungeheuren Wettlauf des Daseins. Ueberlegt man sich das gründlicher, als es gewöhnlich in der Sorge um das eigene Ich geschieht, dann fühlt man jeden, der mit uns und um uns lebt, als Bruder, der mit uns an das Schicksal der großen Volksfamilie gekettet ist. Das zu spüren ist viel!

Alles andere wird wieder auf uns zukommen: ein ganz blasser, wundervoll herber und dann brausender Frühling, ein Sturm von Wiesen, Blumen, ein Schäumen von Meer und Sonne, ein Strom von Licht und blauer Flut, ein mildes Lächeln irgendwo bei einer Heimkehr, ein bunter kristallklarer Herbst, ein Marschlied bei Kameraden, vielleicht ein Freund oder eine schöne Frau, vielleicht ein süßes kleines Kind, dem du Vater oder Mutter sein darfst, vielleicht eine einzige Stunde, die dich um Jahre vorwärts trägt. Noch können wir nach dem Hinabgleitenden und Flüchtigen fassen, das schimmernd vergeht, noch dürfen wir mittun in dem Auf und Ab der Jahre, noch sind wir da, umbraust vom Leben! Wie herrlich kommt dieses 1935 herangestürmt! Wir wollen, was immer war und immer sein wird, festlich, freudig und mutig mit ihm anstoßen!

Ein fröhlicher Gruß ans neue Jahr!

Ewiger Anfang

Wenn silbern sich das Sonnwendlicht ausbreitet
Glitzernd auf Eiskristallen; wenn das Jahr
Sacht aus der Zeiten Zirkelkreise scheidet,
Dann wehet Gottes Atem wunderbar.

Dann steh'n wir wiederum vor tausend Toren
Und klopfen an. Und alle tun sich auf.
Das Leben lockt und lacht im Siegeslauf
Als wären noch einmal wir neugeboren.

Es ist als ob das Weltherz in uns schlüge.
Zum Zukunftstempel, den kein Mensch betrat,
Ein Adlerschwingenpaar empor uns trüge
Zu starkem Wollen und zu kühner Tat.

Solang des Schaffens Urkraft uns entzündet,
Im dauernden Beginnen, sind wir frei!
Dies ist, was uns das junge Jahr verkündet:
Daß unser Tun ein ew'ger Anfang sei.

Ziska Luise Schember-Dresler.

Aus alten Kalendern

Von Hermann Kassebaum

Wer nimmt ihn heute noch zur Hand, den braven Familien- und Jahreskalender mit seinen Bildern und rührsamen Geschichten?

Ehedem spielte der Kalendermann eine wesentlich andere, wichtigere Rolle: Er ist der Berater in allen Nöten des täglichen Lebens, gibt Aufschluß, wie man sich gesund erhalte, bringt — die späteren wenigstens — Schilderungen und Beschreibungen berühmter Reisender und berichtet — was für die damalige Zeit vielleicht das Wichtigste war — von den verschiedenen Aspekten und Konstellationen der Gestirne. Darnach mochte dann ein jeder sich mit seinem Leben einrichten.

Der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts lächelt mitleidig über den Feldherrn Wallenstein, der bei aller Eignung zum Führer sich doch in den letzten und wichtigsten Entscheidungen auf das Horoskop verläßt und den Sternen mehr vertraut als der harten Wirklichkeit:

„Und beide Segenssterne, Jupiter
Und Venus, nehmen den verderblichen,
Den tück'schen Mars in ihre Mitte, zwingen
Den alten Schadenstifter, mir zu dienen."

Auch Wallenstein kann zuletzt nicht aus seiner Zeit heraus, er lebt in ihr, und ihre Ansichten zwingen diesen Mann in ihren Bann. Was der Friedländer tut, wie er sich gibt, das ist die Art seiner Zeit; keiner, auch der gelehrteste Mann nicht, würde sich dagegen zu stemmen gewagt haben. Die Sterne sind mächtig, ihre Konstellation entscheidet in erster Linie über das Geschick der Menschen. Deshalb heißt es achtgeben auf ihre Aspekte, auch bei den alltäglichsten Vorkommnissen bis auf das Baden und Schröpfen herab:

1. „Wenn der Mond im Steinbock / Stier und Jungfraw laufft / ist nicht auserwehlt zu baden / weil damals die Pori oder Schweißlöcher verschlossen sind."
2. „Im Widder / Löwen und Schütz ist gut baden / denn da sind die Pori offen / aber im Löwen ist nicht gut Schröpffen."
3. „Im Krebs / den Fischen und Skorpion ist gut baden / im Wassermann / in den Zwillingen und in der Waage auch / aber in den Zwillingen ist nicht gut schröpffen."

„Solche Regeln sind nützlich und wol zu mercken / darumb habe ich sie gern hierher setzen wollen", so sagt der Kalendermann in seinem „Prognosticon Astro-Phonomenologicum" des Goslarschen „Schreibkalender" vom Jahre 1677.

Solchergestalt waren die Ratschläge, die man dem Leser erteilte, und noch viele andere dazu. Nicht nur, weil die „Pori" offen oder geschlossen, sondern weil die „Aspekte" günstig oder ungünstig erscheinen, das spielt hierbei die entscheidende Rolle. Wie es denn, noch eindeutiger, weiter heißt:

„Obwol in Almanach gewisse Tage stehen / da gut Aderlassen und Schröpffen ist / sol man doch mercken / daß kein Glied mit der Fliete (Instrument zum Aderlassen) gehawen werde / welches damals der Mond innen hat / oder besitzet und durchlaufft. Als weil der Steinbock das Haupt begreifft / soltu im Steinbock zum Haupt weder Aderlassen noch Schröpffen..." usw. bis zu dem „wässerigen Zeichen", in welchem es gut tut, „den Cholericis / als sonderlich im Krebs und in den Fischen".

Neben dem astronomischen Verlauf gibt er noch handlich gereimte Regeln, wie man sich zu des Leibes Nahrung und Notdurft zu stellen habe. — Was bietet das Leben den Menschen jener Zeit auch anderes als Wein und Weib und gut Essen? Darin also das richtige Maß halten, in der Liebe zumal, ist das A und O seiner Lehren. — Sorge, daß die unreinen Säfte aus deinem Körper entfernt, dein dickes Blut verdünnt werde! Drum: Purganzen, Bäder, Schröpfköpfe, gebrauche sie fleißig, und du wirst gesund und fröhlich sein. Dann aber laß dir noch ein freundlich Wort sagen über die Liebe: allzu viel tut selten gut, auch wenn's sich um Venus handelt!

Für den Januar rät er also:

„Meid Vollheit / Venus / Kält, kein Blut laß aus den Armen /
Gebrauche Wein / Gewürtz / die Brust laß wol erwarmen /
Das Haupt nim auch in acht / iß gute Speise / bad /
Purgiere / doch daß es nicht deinem Leibe schad."

Purgiere, bade, laß zur Ader! — so heißt es immer wieder, mit den durch die Konstellationen der Sterne gebotenen Ausnahmen. Und hüte dich vor der Liebe! So die Regel für den Februar:

„Hüt ferner dich für Kält / meid Wildpret / Vogel / Fische /
Purgiere / bade warm / trinck Wein / das Blut erfrische /
Entschlage dich der Lust / so haben wil dein Weib /
Daß dich kein Fieber rühr / und kräncke deinen Leib."

Nur im wonnesamen Monat Mai magst du den Lockungen der Liebe ein Türlein öffnen:

„Kurtzweile bey der Lust / doch meide stark Getränke /
Am bein zur Ader laß / auff gute Kräuter dencke /
In allen mäßig bleib / erquicke deinen Leib /
Und lieb / doch nicht zu viel / dein keusches Eheweib."

Im September aber, wo die Hitze des Sommers verflogen, wo die Nebel des Winters noch nicht Herz und Gemüt belasten, darfst du dich endlich verlustieren nach Herzenslust:

„Leb wol bey Wilpret / Obst / Most / Vogel andern Dingen /
Purgier / schröpff / bad / laß Haupt und Leber-Ader springen /
Biß fröhlich mit dem Weib / es wird dir itzt verlaubt /
Doch mäßig / daß es dir die Kräffte nicht beraubt."

Kalender gab es schon lange, die Erkenntnis von dem Einfluß der Gestirne war ebenso verbreitet; so nimmt es nicht wunder, wenn die Gesundheitsregeln an anderen Orten und zu anderer Zeit ähnlich klingen. So empfiehlt der Nürnberger „Schreibkalender" des Jahres 1584 z. B. ähnlich:

„Iß in dem Jenner alle Jar /
Warme Speiß die sey rein und klar /
Kein Blut soltu auch von dir lon
Es ist nicht gut in disen Mon."

Und in Magdeburg erklingt es im „Schreib Calender / Auff das Jar MDLXXXVII" für den Januar:

„Bad viel / trinck wenig laß kein Blut /
Gewürtzt Wein vnd speiß ist gut /
Schlaff nicht zuviel / den lufft mutir /
Mit zucht / maß / nüchtern Wein regier."

Im Mai will er offenbar nichts von Liebe wissen:

„Lassen (schröpfen) im Mayen is nit schad /
Purgier dich vnd such Wasserbad /
Iß Speyß bereit mit Spicerey /
Ab Bendict trinck vnd Saluey."

Der Magdeburger aber stimmt darin ganz mit dem um mehr als 100 Jahre jüngeren Goslarer überein:

„Bey gesellschaft / gsang vnd Seitenspiel /
Gewürtz / Wein / Met / wandre / such kurtzeweil /
Vom Hertzen / Leber / vnd vom Haupt /
Laß Blut / bad / s Weib sey dir erlaubt."

Wo man zu Goslar für den September einen Freipaß erteilt für ein ungebunden Leben, da heischt der Magdeburger Kalender hinsichtlich der Liebe noch immer eine gewisse Zurückhaltung:

„Leb wol / curier dich / laß / köpff / bad /
Frücht / Wiltbret / gvögel ist nicht schad /
Brauch meßig Wein vnd Venus spiel /
Denn alls schadt / wenn mans braucht zuviel."

Es ist eine Zeit, die uns nach mehr als einer Richtung wunder nimmt, wenn wir in ihre Sitten und Gebräuche einen Blick tun dürfen. Der „Schreibkalender", auf dessen leeren Blättern man die wichtigen Familien- und andere Ereignisse eintrug, schreitet mit der Zeit fort: enthielten die alten Kalender nur die Tage des Jahres mit den genauen Konstellationen und Aspekten der Gestirne nebst Gesundheits-„Reguln", so weiß der Kalendermann des 17. Jahrhunderts, daß er auch sonst noch für die Bildung und Unterhaltung seiner Leser zu sorgen hat; er bringt Geschichten und Schilderungen erschrecklicher Begebenheiten, etwa die Geschichte „von dem gewaltigen Heerzuge der Teutschen Völcker / wider den Macedonischen König Ptolemaeum Ceraunum, und wie es ihm zu Delphis ergangen" oder die „Beschreibung der Indianischen Schiffahrten, so die Portugaleser unter König Emanuel in Indien / und anderen weitgelegenen Orten gethan und verrichtet haben". — —

Man mag sich vorstellen, mit welchem Eifer sich der Leser jener Zeiten hindurchbuchstabierte. Aber besah er dann das Ende, spannte er darauf, wie es seinem Helden zuletzt ergehe, so hieß es: „Ins künfftige / geliebts GOtt / sol von dieser Materi ein mehres gemeldet werden." — Man war eben geduldiger im Jahre 1677 und durcheilte das Leben nicht im Schnellzugstempo!

Ein Schwarzwälder Hüttenbuch erzählt . . . .

Von Anselm M. Schmitt

In einem ganz weltabgeschiedenen Tälchen des Hochschwarzwaldes traf ich auf Wanderschaft ein bald zweihundert Jahre altes Bauernhaus mit einem mächtigen silbergrau glänzenden Schwarzwälder Schindeldach. Dem Kilianbauer gehört es, der jetzt in dem etwas neueren benachbarten Gehöft wohnt, das außerdem noch eine Sägemühle und eine kleine, mit allerlei Familienandenken geschmückte Kapelle umfaßt.

Das alte, niedere Haus drüben, das zur einen Hälfte halbverfallene Stallungen, auf der anderen Seite Küche, Wohnstube und zwei kleine Schlafräume besitzt, gehört nun seit Jahren einer studentischen Kameradschaft aus Freiburg. Und sie alle, die aus dem Rheinland oder aus Ostpreußen in unsere Heimat nach dem südlichen Schwarzwald kommen, freuen sich auf diese so ideal an einem Tannenhain gelegene Hütte (so nennen sie das ehrwürdige Schwarzwaldhaus) mit ihren niederen Holzbänken, den kleinen Fenstern und dem riesigen Kachelofen.

Mit solcher Jugend verbrachte ich ein paar glückliche Tage. Und mitten in stiller Waldeinsamkeit machte ich eine gar seltene Bekanntschaft. Es war ein dickes, halb voll geschriebenes Hüttenbuch, das sehr wunderliche Geschichten erzählen konnte von den sonnigen Erholungstagen der jungen und alten Semester und ... noch anderes mehr.

An vielen Winter- und Sommertagen eilten sie hinauf in die Berge, unbekümmert um hartnäckige Studiumssorgen, zu Fuß, zu Rad, allein und in froher Gesellschaft. Von einem Wunsche waren sie alle getrieben: einmal wieder ganz nach eigenster Lust und Laune in den blauen Himmel zu schauen, nichts tun — süßes Nichtstun! Nichts stört auch den Frieden ihrer sorglosen Ruhe, des „wunschlos glücklichen Genießens", wie einer schrieb. Nur ein fernes Läuten der Kuhglocken, ein geheimnisvolles Knistern der von der Sonne ausgedörrten Dachschindeln und das ewige Brunnengeplätscher sind die willkommene einschläfernde Tagesmelodie solch lieblicher Stunden.

Und noch ein anderes Bild schaut mir aus den bunten Blättern des Hüttenbuches entgegen, aus jenen Tagen, da kein munteres Bächlein den saftigen Wiesengrund durchfließt. Alles Leben hat sich dann verfärbt, weitgedehnte Schneeflächen ebnen Hügel und Tal und bereiten auch diesem verborgenen Plätzchen den langen Märchen-Winterschlaf. Verschwunden ist dann auch das silbergraue Hüttendach — vielleicht auf Monate, vielleicht nur auf Tage. Schnee bedeckt Weg und Steg. Vom Eis gefangen sind Blume und Gras und die grünen Hänge, über die unser Ski gleitet. Drinnen aber, an die heißen Kacheln um die alte Ofenbank der Stube drängt sich Rücken gegen Rücken, reiben sich erfrorene Hände und alle erfreut das Knistern der wuchtigen Holzscheite.

Was kann das Hüttenbuch nicht alles aus den vergangenen Jahren erzählen! Es schweigt zumeist über die tagelange Kleinarbeit des einzelnen, zumal jener aus früheren Semestern („Die Spuren harter Arbeit tragen wir am ganzen Körper in Gestalt von Oelfarbeflecken", ein Zeichen dafür, daß die Hütte erst hergerichtet werden mußte.) Wenig Lob den Radiobastlern, den Malern und anderen Schwerarbeitern. Nur berühmte Kochkünstler vielgängiger „Schmausereien" werden von Langschläfern mit heißem Dank bedacht.

Dann lese ich immer und immer wieder in Prosa und Vers von den schrecklichen Manövern des Geschirrwaschens bei Massenbesuch. Andere Aufzeichnungen melden jeweils von den „wichtigsten" Neuerscheinungen in der Stube und im Küchenhaushalt. Einmal ist auch von den „Pfundsbetten" ausführlich die Rede. Diese haben wohl eine weite Reise aus einem nördlichen früheren Lazarett in den Hochschwarzwald gemacht und sicher nie an solche Luftveränderung gedacht.

Die Küche, wie ich schon zu Beginn beim Blättern auf den ersten Seiten feststellte, war einst wohl so beschaffen, daß man sie eigentlich nur mit Rauchmaske betreten durfte, wo es zudem so finster war, daß Dampf und Rauch selber nicht wußten, wo's hinausging, kurz, damals ...

„... Hört es nur selbst, o Graus,
Wie sah die Hütte aus!
Die Mäuse und die Ratten
Sich eingenistet hatten.
Aus Schränken, Tischen, Betten,
Da täten sie sich retten."

Wie diese Hütte nun vor Jahren zu einer Stätte idealer studentischer Kameradschaft wurde, darüber berichtet die „Chronik" des Hüttenbuches lückenhaft etwa so: „Anlage einer Bierdeckelgalerie. — Unsere Hütte vervollkommnet sich immer mehr. — Die Kücheneinrichtung wurde bereichert durch ein Tee-Ei und drei Suppenlöffel. — Sie macht sich von Woche zu Woche. — Heute hat die Hütte die ersehnten Vorhänge erhalten! — Grund zur Hüttenbibliothek gelegt durch Stiftung zweier Kriminalromane. — Schlafzimmer sauber geputzt und dann gestrichen. — Neues Waffeleisen! — Das erste Kissen ist eingetroffen. Jetzt wird's gemütlich!"

Jedes Semester wiederholen sich die großen und gefürchteten Reinigungsmanöver von „Hausputzkommissionen" unter maßgebender hausfraulicher Leitung. Ein jeder kennt sie, denn Mitarbeit ist Ehrensache. Man höre also:

„Hat man erst weg den Dreck,
Erbssupp' gab's dann mit Speck.
Auch backt man ohne Säumnis
Waffeln mit Eierschäumnis."

Für die Nachkommenden glaubt man lange Diner-Ratschläge aufschreiben zu müssen. Einmal stand geschrieben — und für den halben Tag berechnet: „Sardinen auf Toast, Beaf-Steak, Beilage, Kompott, diverse Früchte (nämlich Erdbeeren und Heidelbeeren!), Tee mit Gebäck, Waffeln, Apfelkompott usw." Einer, der zwei Jahre seine Hütte nicht mehr sah, schrieb den Satz: „Eins ist geblieben: Schmackhaftes Futter, gesundes und langes Schlafen." Daneben stand: „Wir wurden mit Milch gefüttert und fuhren weiter" und an anderer Stelle: „In einer halben Stunde 150 Fliegen gefangen!" und „Viel Schlaf, mittags Pudding, abends Pudding, dazwischen Tee und wohlige Ruhe im Sonnenschein."

Und am Sonntag, was gibt's da für Sorgen? „Den Sonntag muß man am Essen merken, man muß da für die ganze Woche sich stärken." Von anderen bemerkenswerten Einträgen habe ich mir noch die beiden folgenden aufgeschrieben, die nach besonders arbeitsreichen Wochen den wahren Wert solch einer Hütte treffen wollten und dafür nach studentischer Art die Worte fanden: „Nach langen Examenswochen auf der Hütte wieder Mensch geworden" und „Nach 14 Tage auf der Hütte auf die schönste Weise wieder der Natur zurückgegeben."

Natürlich finden sich auch lange Gedichte und ganze Erlebnisse schauerlichster Abenteuerlust auf diesen Seiten, auf die jeder Hüttenbewohner in launiger oder ernster Weise einige Zeilen des Dankes und der Erinnerung niederschrieb. Es muß gewiß ein schöner Gedanke sein, einmal nach vielen Jahren in jenen stillen Schwarzwaldwinkel zurückzukehren und ganz allein längst vergangenen Jugendtagen nachzuträumen. Auch hiervon singt das Buch manch froh und traurig gestimmtes Lied. An einem besonderen Gedenktag, der nun auch lange Zeit zurückliegt, fand ich schließlich noch diesen Eintrag:

„Mögen alle, die diese herrliche Gegend und das liebe Häusle besuchen, an dem Werke, wie es jetzt geworden, weiterarbeiten. Das ist der schönste Dank für die Mühen und die Opferfreudigkeit der vergangenen Zeit."

So wünscht's ein bescheidenes Schwarzwälder Hüttenbuch. Sprach's — und klappte zu.

„Guter Angang" / Von Hermann Moos

Im Saargebiet kommen zu Neujahr die Kinder in die Häuser der Paten und „Gödel" und sprechen dort ein Verslein vor:

E glückselig neies Johr,
E Brezel wie e Scheiertor,
E Lebkuche wie e Ofeplatt',
Dann essen wir uns allsamt satt.

Und in der Tat, die Alten schenken den Kindern dann wirklich solch große Brezeln, daß die Kleinen sie um den Hals hängen können. Aber die großen Leut' selber essen ja gern ihre Brezel zu Glühwein und Punsch am Silvesterabend; es ist die gleiche Brezel, welche die Kinder an Lätare zum „Sommertag" — dem pfälzischen Frühlingsfest — auf ihren Stecken durch die Gassen tragen, dem Frühling und der jung erstarkten Sonne zu Ehren.

In der gleichen Gegend auch zieht in der Neujahrsnacht der Jungbursch vor das Haus seines Mädchens und ruft dem Schatz zum Fenster hinauf:

Ich wünsch e glücklich nei Johr,
Lag zu lebe. glicklich zu sterbe
Und de Himmel zu erbe.
Und darauf soll's Feuer gebe!

Dann geht ein Schießen und Knallen los, als sei der Feind im Ort und müsse in die Flucht geschlagen werden. Dafür schenkt dann das Mädchen am Neujahrstag selbst dem Burschen ein gesticktes Taschentuch. Wohl spielen da noch Reste des alten „Maidlehens" und der Mädchenversteigerung herein, jedenfalls aber wird dabei dies doch deutlich:

Das gute Wünschen zu Neujahr steht oben an. Auch das Schenken. Und dann: viel Lärm!

Ja, Lärm und Schreien und Lustigkeit gehört überhaupt zu einer rechten Silvesternacht. Dabei schießt man nicht einmal blindlings in die Nacht hinaus, man schießt auch zwischen die Aeste der Obstbäume hindurch; man knallt mit Peitschen, wirft mit Scherben, Töpfen, alten Flaschen an die Türen und haut mit Stöcken an die Bäume. Es ist ein Krach, als sei die Hölle los!

Und zu einem rechten Neujahrsfeiern gehört außer dem guten Wünschen, dem Schenken und Lärmen erst recht das — Essen! Viel Essen muß es sein, so viel, daß alle daran satt werden. Der Kinderspruch verlangt ja nicht umsonst eine „Brezel — wie e Scheiertor" so groß!

Es herrscht zu Neujahr ein Brauchtum, wie es auch zur Weihnacht verschiedentlich noch üblich ist. Da ist es dann der Rest vormaliger Jahresanfangsbräuche; denn Neujahr und Weihnacht waren früher eines als die Geburt des neuen Sonnenlaufs und fallen erst seit der Kalenderform des Papstes Innosenz XII. im Jahre 1691 auseinander. Wie lange und wie nachhaltend aber die Vorstellung des Jahresanfangs zur Weihnacht im Volk und seinen Gebräuchen haften blieb, zeigt in der Pfalz die Ordnung, wonach noch um 1858 die Dienstboten auf den 2. Christfeiertag (Stephanstag, 26. Dezember) — nach der alten Rechnung also auf den 2. Tag des neuen Jahres — die Herrschaft wechselten.

Die Regeln des Verhaltens für Neujahr gehen aber über die Weihnachtsbräuche noch hinaus: „Vom alten ins neue Jahr darf im Hause kein Schmutz liegenbleiben, man geht womöglich nicht zum Arzt und in die Apotheke, man gibt kein Geld aus, Ausgeliehenes wünscht man vor Abend zurück, am Neujahrsmorgen begegnet man am liebsten jungen Leuten, nicht gerne alten, besonders nicht alten Frauen, unangenehme Arbeit unterbleibt." So und anderes erzählt Eugen Fehrle in seinem Buch von den deutschen Festen.

Wahrhaftig, eine verwirrende Fülle von Vorschriften, und alle verdichtet auf diesen einen Tag. Allerdings, es ist auch ein besonderer Tag und es ist auch eine besondere Zeit um diesen Tag herum: es ist die Zeit zwischen den Jahren, die Zwölften. Da sind die Mächte der „Finsternis" im Regiment, die wilde Jagd ist los und der wilde Jäger geht um. Als „Schimmelreiter" spukt er noch auf dem Gebildgebäck des Volks. Neujahr aber steht mitten in dieser tollen Zeit, die eine Zeit des Hexenwesens ist.

Und darin erklärt sich auch ein Teil des Wesens um Neujahr, die Lärmumzüge und das Schießen: die Unholde sollen vertrieben, ihr schadendrohendes Wesen gebannt werden, damit der Frühling und die Sonne zum Durchbruch kommen mögen. Es ist gewiß von dieser Sicht aus verlockend genug anzunehmen, im Zeichen der Brezel, die man den Kindern ja gerade zu diesen Tagen schenkt und die von den Kindern selbst auch wieder am „Sommertagsstecken" getragen werden — das Zeit- und Sonnenrad zu sehen, ein Kreis mit Speichen, worauf auch schon der Forscher Albrecht Dieterich in seiner Abhandlung über den „Sommertag" — wenn auch in Zurückhaltung — hinweist.

Die Herrschaft der Geister in den Zwölften reicht bis in den Arbeitsbereich des Menschen herein: es ist gefährlich an solchen Tagen zu arbeiten, besonders aber Arbeiten zu verrichten, mit denen eine drehende Bewegung verbunden ist, vor allem also das Spinnen. All diese Verbote gehen darauf zurück, „daß diese Art der Bewegung, dieses Rollende und Runde als Sinnbild des Ruhe- und Rastlosen, des Lebendigen, den Geistern" in dieser Zeit zwischen den Jahren „als störend verhaßt ist und deshalb gemieden werden muß." W. Treutlein, Das Arbeitsverbot im deutschen Volksglauben.)

Das Zauberwesen in den Zwölften zeigt sich aber auch von einer anderen Seite; es gibt einer solch bedeutsamen Stunde, wie es die Mitternacht am Jahreswechsel ist, die Kraft, die Zukunft hell zu machen: die Mädchen werfen mit Apfelschalen über die Schultern, um aus der Form und Art des Gebildes, in der die Schalenschlange zu Boden fiel, den Namen des Zukünftigen zu lesen. In Baden werfen sie einen Schuh mit dem Fuß rücklings über den Kopf hinweg zu Boden und nach der Richtung, die der Schuh dann weist, zeigt sich das kommende Schicksal: richtet sich die Spitze nach der Türe, dann wird das Mädchen im kommenden Jahr das Haus verlassen, um zu — heiraten. Alle diese Dinge, am geläufigsten durch das Bleigießen, liegen auf der gleichen Ebene einer und derselben Vorstellung.

Was aber an Neujahr selbst geschieht, geht über dieses Orakelspiel hinaus. Wenn man nämlich an Neujahr Fische ißt, damit einem das Jahr über das Geld nicht ausgeht, oder Erbsensuppe, damit das Fieber keine Gewalt bekommt, oder Sauerkraut, damit man gesund bleibt und zu Wohlhabenheit kommt —: da will man mehr, als nur die Zukunft erkunden; das will dann über das bloße Sehen in die Zeit hinaus! Da möchte man gern selbst mitbestimmend eingreifen in das Werden, der Zukunft die Wege weisen, die sie gehen soll, selbst bestimmen, wie es werden soll mit dem neuen Jahr, möchte Glück und Reichtum und Gesundheit geradezu hervorzaubern! „Analogiezauber" sagt man daher auch in der Wissenschaft zu einem solchen Bestreben, zu deutsch, man will nach der Aufhellung des Sinns von Lärm, Geschrei und Schießen in der Silvesternacht nun auch noch all die anderen krausen Dinge, die Regeln und Vorschriften, das Wünschen, Schenken und das viele Essen verständlich und klar.

Denn das ist der Volksglaube: „Wie Neujahr, so das ganze Jahr!" Es ist der Brauch des „guten Ausgangs", wobei das Volk dem Anfang vorbedeutende Wirkung für den ganzen folgenden Zeitabschnitt zuschreibt.

Darum das reichliche und gute und in der Auswahl so wohlbedachte Neujahrsessen. Denn wer an Neujahr nichts zu essen hat, wird auch das ganze Jahr hungern.

Darum das Schenken. Weil eine Vergrößerung des Guts am Anfang im Lauf des Jahres dann Vermehrung nach sich zieht.

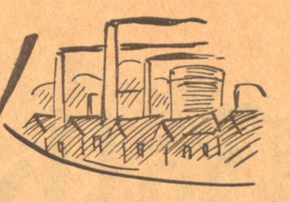
Darum das Wünschen und das Lustigsein.

Darum auch wäscht man sich zu Neujahr in einer Schüssel, in deren Wasser Geldstücke liegen und zieht, um glücklich zu werden, neue Kleider, zum wenigsten ein neues Hemd an diesem Tage an.

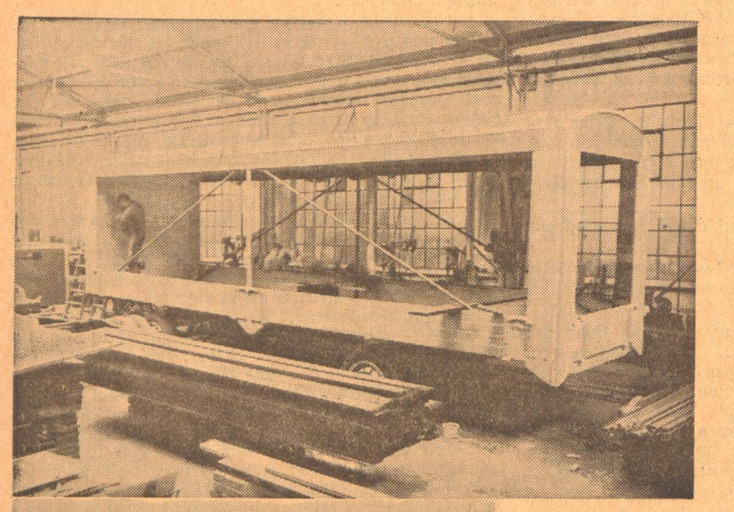
Und darum trägt man an dem bedeutungsvollen Tage recht viel Geld mit sich herum und schüttelt es und läßt es klingen:

Denn „Anfang gut — alles gut!"
Dies ist der Zauber vom guten Angang.

Wir bauen auf ein Theater!



Zur Sendung des Reichssenders Stuttgart am Sonntag, 30. Dezember 1934 von 18 bis 18.35 Uhr: „Arbeiter helfen der Kunst!"



So entstand der Theaterzug in Gaggenau

Es war Ende Oktober, als wir die Wachsplatten-Aufnahmen zum Hörspiel „Arbeiter helfen der Kunst" in den Daimler-Benz-Werken in Gaggenau machten. Eingebettet zwischen den dunklen Schwarzwaldhöhen lag das größte Werk unserer Grenzmark im spätherbstlichen Sonnenschein. Den Aufnahmen, die von Fred Höger vom Reichssender Stuttgart geleitet wurden, wohnte der Bezirkswalter der Deutschen Arbeitsfront Südwest, Pg. Fritz Plattner, bei.

Man kann sich denken, daß jeder von den nahezu viertausend Arbeitskameraden begeistert mithalf, die Vorgänge beim Bau des 1. deutschen „Kraft-durch-Freude"-Theaterzuges so wiederzugeben, wie man sie vor wenigen Monaten erlebte. Und sie können stolz sein auf ihre Tat, die bis heute die einzige ihrer Art geblieben ist. Wir alle sind erfüllt mit Stolz und Freude, daß badische Arbeiter der Stirne und der Faust es waren, die den gewaltigen Plan der Beweglichmachung der Bühne in die Tat umsetzten. Gaggenau, das selbst vom nächsten Theater mehr als 30 Klm. entfernt ist, weiß wie schwer es sowohl zeitlich wie auch finanziell ist, ein gutes Schauspiel oder eine Oper zu besuchen. Das Staatstheater Karlsruhe gab im Mai 1934 als Gastspiel bei der Daimler-Benz-Betriebsgemeinschaft den „Waffenschmied". Diese Aufführung war die Geburtsstunde des badischen Theaterzuges! Nach der Vorstellung verkündete der Bezirkswalter seinen Plan und bat die 3000 im festen Arbeitsverhältnis bei Daimler-Benz tätigen Arbeitskameraden um ihre Unterstützung. Sie, die selbst gewiß nicht viel übrig haben von dem, was sie in harter Tagesarbeit verdienen, stimmten freudig zu. So wurde die Erbauung des Theaterzuges zu einem einzigen Band der Kameradschaft und der Opferfreudigkeit schaffender Menschen. Die ersten Tage waren ausgefüllt von Besprechungen über die technische Durchführung des großzügigen Planes und über den Aufwand, den der Plan ebenso „großzügig" erforderte. Nicht weniger als 80 000 RM. mußten aufgebracht werden, um Wagen herzustellen, die sich als zweckmäßig und unbedingt stabil für ihre Aufgaben eigneten. Aber auch diese Schwierigkeit, die bei vielen Zeitgenossen bestimmt den schönsten Plan hätte ins Wasser fallen lassen, wurde aus dem Wege geräumt. Die Gefolgschaft beschloß, die Mittel in freiwilligen, nichtbezahlten Ueberstunden aufzubringen. Darüber hinaus erklärte sich die Betriebsführung bereit, die Mittel vorzuschießen und sich auch an den Baukosten zu beteiligen. Damit war das beinahe phantastisch anmutende Objekt gesichert. Wir erlebten nun das Große einer Betriebsgemeinschaft: die Arbeit aller für alle! Da surrten die Motore und lärmten die Maschinen in einer Zeit, in der an anderen Werktagen Feierabend war; da blieb man auf dem Büro am Schreibtisch und rechnete, kalkulierte oder schrieb Geschäftsbriefe, trotzdem die Sommersonne zum Baden geradezu herausforderte. Das ist das Ergebnis und das Erleben einer großen Kameradschaft. Ewige Rentabilitätsphantasten und ewige Klassenkampftheoretiker werden so etwas nie verstehen! 35 000 Ueberstunden waren es, die von der Daimler-Benz-Gefolgschaft freiwillig und ohne Bezahlung geleistet wurden. Das sind 11 Stunden Arbeit eines der 3000 festen Betriebsangehörigen für seine Volksgenossen irgendwo in entlegenen badischen Gebieten, wo keine Gelegenheit gegeben ist, an den Kulturgütern unseres Volkes teilzuhaben.

Bald war es so weit. Als die Wagen ihren letzten Anstrich erhielten, sahen wir sie zum ersten Male als Ganzes. Sie sind wirklich ein Meisterstück von 3000 Arbeitskameraden. Da standen vor uns: zwei große Omnibusse mit je 40 Sitzplätzen, ein 2,5-Tonnen-Lastwagen und ein ebenso schwerer Anhänger für den Kulissentransport ausgebaut. Die schweren Dieselmotoren ermöglichen eine Fahrtgeschwindigkeit von zirka 70 Kilometer. Dieser Zug war also dazu bestimmt, Kunst und Künstler dahin zu bringen, wo sie bisher nicht hinkommen konnten. Das betonte auch Bezirkswalter Plattner in seiner Rede bei der feierlichen Uebergabe des Theaterzuges vor den Werkhallen in Gaggenau. Mehrere Tausend Volksgenossen wohnten dem Uebergabeakt in Gaggenau und dem Empfang auf dem Adolf-Hitler-Platz in Karlsruhe bei. In der ersten Juniwoche des zweiten Jahres nationalsozialistischer Regierungstätigkeit hatte der Gau Baden den ersten Theaterzug im ganzen deutschen Reich!

Wenige Wochen später waren wir wieder Zeuge eines Gemeinschaftswerkes. Die Betriebsgemeinschaft Haid & Neu, Karlsruhe war dabei, aus einer alten, verstaubten Gießereihalle den „Stall" für den Theaterzug zu bauen. Da stand der Prokurist neben dem Lehrling, der Direktor neben dem Hilfsarbeiter, um mit Pickel oder Schaufel einem gemeinsamen Werk zu dienen. Das, was diese Betriebsgemeinschaft erbaute, ist für immer mit der Geschichte des ersten deutschen Theaterzuges verbunden. Es ist unmöglich, in dem hohen und geräumigen Garagenbau die verlassene Gießerei von ehedem zu erkennen. Willige Hände haben es geschafft in der Zeit, in der sie von den Pflichten des Arbeitsplatzes entbunden waren. Nun fährt der Theaterzug seit 6 Monaten ins Land.

Mit dem Mikrophon im Betrieb

Es gibt kaum ein Städtchen oder ein größeres Dorf, das nicht einmal besucht worden wäre. Seit einigen Wochen fährt der Zug getrennt. Während der eine Omnibus eine Kleinkunstbühne in die entlegenen Orte bringt, führt der andere mit Lastwagen und Kulissenanhänger die Landesbühne des Staatstheaters — die Bühne der NSG „Kraft durch Freude" — ins badische Land. Wenn irgendwo die grauen Wagen des „Kraft-durch-Freude"-Zuges zu sehen sind, dann zeugen sie von der Einsatzbereitschaft und der Opferwilligkeit zweier badischer Betriebsgemeinschaften und darüber hinaus des gesamten schaffenden Volkes. Der Reichssender Stuttgart bringt in seinem Sendeprogramm am Sonntag, den 30. Dezember 1934, von 18 bis 18,35 Uhr ein Hörspiel, das die Vorgänge beim Bau des Theaterzuges wirklichkeitsgetreu schildert. Die Tat badischer Arbeitskameraden hat den Titel ehrlich verdient: „Arbeiter helfen der Kunst!"

W. Sz.

Die feierliche Uebergabe des „Kraft durch Freude"-Theaterzuges bei einer Feier in Gaggenau

Die große Liebe

Von Käthe Lambert

In dieser außerordentlichen Nacht, in der die Ereignisse und Erschütterungen jede Spur eines festlich gestimmten Abends auslöschten, in diesen Stunden des großen Wartens, das jeden anderen aufhob und alles Bisherige und Gewohnte verschob und verwandelte — brachte er kaum eine Ueberraschung auf, als statt des ersehnten Hausarztes — das Fräulein Dr. med. Marianne Sutter vor ihm stand. Es dauerte nur einen kurzen, wie in den Traum gestürzten Augenblick, bis er unter dem schwachen Licht der Flurampel, im Schatten der halboffenen Tür, durch die der Schneewind strich — sie ganz erkannte: Gesicht, Gestalt, den großen Blick sehr wacher dunkler Augen. Er stammelte, ganz dumm im Augenblick: „Bist du — sind Sie es?" Doch da nahm sie schon mit ein paar raschen Griffen Hut und Kragen ab, und während er ihr mechanisch aus dem Mantel half, erklärte sie: „Dr. Vogt fuhr heute früh zu seiner Tochter. Ich bin zu seiner Vertretung in der Stadt!"

Und mit einem nur streifenden Blick in sein Gesicht und mit dem gleichen leisen Spott in den Mundwinkeln, den er so gut noch kannte; „Keine Angst, Peter, es ist nicht mein erster Fall!"

Er tapste wie ein Schuljunge hinterdrein, als sie ihm voran mit sicheren Schritten durch die Zimmer ging, die weiße Schürze über'm Arm, an der andern Hand die gelbe Ledertasche; er brauchte nicht zu führen . . . sie kannte sich ja aus. Sie kamen durch die große dunkle Stube, in der verlassenes Lametta sanft vom leise welkenden Baum rieselte . . . Es standen Gläser auf dem Tisch, Schalen mit Obst und Backwerk, ein paar vergessene Scheite glimmten noch im klobigen Kamin; im schwachen Lichtschein der großen Hoflaterne vor dem Fenster sahen sie sich an. Dann riß ein Laut vom Nebenzimmer beide vorwärts.

„Wie lange schon? fragte sie nur ganz sachlich, die Hand schon auf der Türklinke.

„Seit fünf Uhr nachmittags!" Und damit war er wieder ganz im Ungeheuren der verflossenen Stunden drin und hatte nichts mehr als Entsetzen in den Augen.

„Bleib bitte draußen!" bat sie sehr bestimmt, „ich rufe dich dann schon!" Gehorsam blieb er stehen. Vergaß den Widerspruch und alle Rechte, die er auf das vor ihm plötzlich verschlossene Zimmer hatte. Horchte nur, legte den Kopf ans Türholz und spürte sein Herz bis in die Kehle klopfen. Er hörte Lili drinnen ruhiger werden — der stundenlange grauenvolle Laut brach ab, er hörte Marianne sprechen und die Frau . . . Wasser plätschern, Schritte durch das Zimmer — und jetzt sogar ein Lachen zwischendurch, das — war es auszudenken? — von Lili kam. Da löste er sich von der Tür und ging davon in das dunkle Zimmer, zum Weihnachtsbaum hinein, zu den vergessenen Gläsern, und stierte durch ein Fenster in den Schnee hinaus, in diese wundersame Nacht, die ohne Ende war, und merkte nicht, daß er die Scheiben fast zusammentrommelte.

„Hör auf damit!" sagte eine ruhige Stimme, die ihm wie aus der Verwirrung seiner Gedanken selber stieg, „du hast eine famose kleine Frau!" Ein leiser Ruch von Aether und Jodoform stieg aus der weißen Schürze. Dicht vor ihm leuchtete ein gutmütiger Spott: „Was ist doch an euch Männern schon so dran . . . bis wir's aushalten!" Er packte ihre Hände: „Sag, wie steht's?! Lebt sie?!

„Voraussichtlich bis über die goldene Hochzeit! Halt — wenn du meine Hand zerdrückst, kann ich deinem Jungen nicht ins neue Jahr helfen —"

„Ins neue — wie lange denn noch?!" Und wieder war die Angst in ihm und das hilflose zermarternde Warten. Sie sah auf das Leuchtblatt ihrer kleinen Armbanduhr: „Es ist jetzt erst zehn Uhr — es dauert nicht mehr lange!" Wie herrlich war die Ruhe dieser Stimme; sie war wie eine Hand, die Schmerzen löscht. Und doch nur die gleiche Stimme, die einmal . . .

„Du kannst ganz ruhig sein jetzt,", sagte die Stimme weiter, „ich bin ja da!"

Wer das so sagen kann, daß es so einfach und so selbstverständlich klingt! Und plötzlich ist er furchtbar müde, wie nach einem Kampf oder einer Krankheit, oder macht es nur der Aetherhauch, machen es die Hände, die ihn jetzt federsanft in einen Sessel drücken: „Schlaf ein bißchen . . . denk nicht so viel! Es wird schon alles gut . . . was ist denn schon dabei!"

Die Stimme kommt wie aus der Ferne, wie aus einem Traum, aus einem alten Zimmer, aus dem sie eben, und wie einmal, ging. Er hört behutsam mehrere Türen schließen, bis es ganz stumm und lautlos um ihn wird, bis nichts mehr ist als nur der Schnee da draußen, der vom Himmel fällt, und ab und zu das leise knisternde Geräusch fallender Nadeln. Nun ist das Warten anders, denn es wird bewacht, es ruht sehr tief in einer Stimme, die da sagte: „Alles wird gut" und nicht viel Worte mehr, und Peter Magnus sitzt und hört sein Herz, und hört sein Blut in beiden Ohren rauschen . . .

Er fährt wie aus dem Schlaf, als sie noch einmal kommt: „was ist?" Im Dunkel sieht er, daß sie ernst ist und ihr Gesicht beherrscht. „Peter, hast du Vertrauen zu mir?" Er stiert sie an. „Ich muß Chloroform anwenden . . . es ist an sich nicht schlimm — nur ich muß dich fragen!"

„Wie, warum? Du sagtest doch . . ."

„Ich sagte, daß alles gut gehen wird. Aber wir wollen das tapfere Fraule nicht unnütz quälen — gell?" Er nickt. Er faßt nach ihren Händen. „Lili!" sagt er nur. Sehr sacht löst sie die Hände. Um sie beide liegt die Stille wie eine ungeheure dunkle Last. In der Ferne schlägt eine Uhr drei Schläge — eine Viertelstunde vor Mitternacht. Sinnlos und unerhört in diesem Augenblick fällt es ihm ein: so standen wir schon einmal —

„Mut, Junge!" sagt die Stimme aus dem Traum, und ein Kleid weht auf und eine Tür schnappt leise ein. Er hört die Minuten tropfen. Drüben klappern die Instrumente, ein starker süßlicher Geruch dringt durch die Fugen. Mitternacht schlägt. Die Glocken dröhnen wie Hämmer. Aus dem Dorf unten knallt Raketenschein, Neujahrsgeschrei weht bis zum Haus hinüber — so ja, richtig — Neujahr — neuer Anfang . . . Anfang . . . was fängt denn an . . .? ein Jahr . . . ein Leben . . .! Er hat auf dieses Leben gewartet, warum fällt es so schwer aus dieser Sternennacht?

Kann man im Stehen, im Horchen schlafen? Aus welchen Ewigkeiten wacht er auf: aus allen Türen fällt Licht und blendet! Im Nebenzimmer stehen die Fenster offen. Marianne ist da! Ihr Gesicht ist heiß und rot. Das Haar klebt ihr in Strähnen an der Stirn, sie lacht, Marianne lacht!

„Komm!" sagt sie, „komm — zu deinem Sohn!"

Sie sitzen beide in der großen Stube. Er hat neue Kerzen an den Baum gesteckt und angezündet, nebenan schläft Lili, schläft ihr Kind, sein Kind — Mariannes Kind eigentlich, was? Hat sie nicht das meiste dabei getan, wie? Sie sitzt sehr still in ihrem Stuhl und sieht ihm zu, wie er die Gläser einschenkt, was zittern ihm denn die Hände? „O je, o je", sagt sie, „das gute Naß!" Sie soll doch nicht so tun, er merkt es doch: auch ihre Stimme bebt.

„Auf deinen Sohn!"

Volk an der See

Ein Nordsee-Roman von Ferdinand Zacchi

Heute ist die große Zwangsversteigerung in Geeldörp. Von ganz Sandhörn strömen sie zusammen, die Bauern, und selbst vom Festlande herüber sind Interessenten gekommen, denn der Melssensche Besitz hat einen guten Ruf seit jeher.

Die große Schenkstube von Göntje Gonnen ist schon lange vor der Zeit voll von Bauersleuten aus allen Ecken der Insel. Der eine hat die Augen auf die großen fetten Fennen von Melf Melssen gerichtet: die zu meinem Eigenen, dann wird es gehen! . . . Der andere denkt an die schweren Pferde im Stall, an das Milchvieh: die zu meinem Beschlag, dann wirds helfen! . . . Jener sieht das breite Herrenhaus, dieser die hohe Scheune, jener die Maschinen, dieser das ganze alte Ingut: wenn ichs billig holen kann, soll es mir gut bekommen. Mitten im Haufen aber stehen die breiten Aufkäufer vom Festlande, die plieren in die Runde, geben einen Teepunsch nach dem andern aus und denken: laßt euer Spekulieren, ihr armseligen Inselbauern! Wir von den großen Kögen, wo der beste Weizen von ganz Schleswig-Holstein wächst, wir bieten euch über! Uns gehört der Besitz von dem bankerotten Melf Melssen! . . .

Nun geht die Tür auf zur Schenkstube, und Heme Haraldsen steht in der Schwelle, gefolgt von seinem Sohne. Steht da breit und groß mit einem Gesicht wie ein Herrscher. Geht dann langsam durch die Tischreihen und stellt sich, seine vollen sieben Fuß hoch, vorne an die Wand mit dem Rücken und sagt mit lauter und ernster Stimme: „Landsleute, hört mir einen Augenblick zu! Eben habe ich am Flaggenmast des Melssenhofes die schwarze Fahne hochgezogen! Wer ein Gebot abgibt auf das Land oder den Beschlag oder den Besitz selbst, der ist geächtet auf Lebenszeit! Wir sind eines Blutes und eines Geschickes. Was heute Melssen trifft, kann morgen uns anspringen. Wir sind eine Schicksalsgemeinschaft in dieser furchtbar schweren Zeit. Melf Melssen ist nicht durch eigenes Verschulden an den Bankerott gekommen. Wir stellen uns geschlossen vor ihn. Wer ein Gebot abgibt, ist ausgestoßen aus unserer Mitte, so wahr ein Gott im Himmel ist!..."

In der ganzen Runde ist es totenstill geworden. Keiner mag ein Wort sagen. Der da gegen die Wand gestemmt steht mit breiter Entschlossenheit, hat ja Recht. Wer bietet, ist ein Lump, ist ein Räuber, ein Diebsgesicht. Nur Jens Jessen, der Aufkäufer vom Festlande, wagt Widerspruch: „Unsinn!" Sollen wir so dumm sein, diese Gelegenheit vorübergehen zu lassen? Wir tun dem Mann nicht einmal einen Gefallen, denn seiner Schulden wird er damit nicht ledig. Ich lasse mich nicht beschnacken, ich biete auf das, was ich haben will!"

Da springt Grote Gehlen vor: „Das wirst du nicht, Jens Jessen! Du brauchst dich dann nie wieder auf Sandhörn blicken zu lassen. Wir spucken dir ins Gesicht, wenn du auch nur eine Fenne unter dem Hammer weg kaufst, das kannst du dir gesagt sein lassen."

Ein anderer Aufkäufer springt seinem bedrängten Kollegen bei: „Wir müssen bieten, wir müssen bieten, sonst geht der ganze Besitz an die Gläubiger."

„Gut", sagt Heme Haraldsen, „bieten wir! Aber immer nur ein paar Mark. Ich werde nachher gleich mit der Gläubiger-Bank sprechen. Wir stehen gerade für die Schuld. Der Gerichtsvollzieher hat den Auftrag, den Besitz auf jedes Gebot hin loszuschlagen. Wir kaufen alles. Jeder von uns nimmt etwas. Immer nur ein paar Mark. Und wer uns überbietet, den ächten wir mit aller Strenge, die wir kennen! Er ist kein Lebender mehr unter uns. Kein Wort wird mehr mit ihm gesprochen bis zu seinem Lebensende hin. Und wenn wir alles gekauft haben, geben wir es Melssen gleich wieder, so daß er schuldenfrei anfangen kann. Mit den Hauptgläubigern finden wir uns dann gemeinsam ab."

„Ja, so machen wir es!" steigt es da empor in der Schenkstube von Göntje Gonnen. Und dann zieht der große Haufe hinüber zum Melssenhofe, wo schon der Versteigerer steht, und die beiden Landjäger sind auch zur Stelle.

Janne Lewsen ist ein alter Exekutor. Er hat manchen Hausrat unter dem Hammer gehabt, manches Stück Vieh, manche Fenne Land. Er weiß einen derben Witz zu machen zwischen den Geboten, und er holt die letzte Mark heraus für seinen Auftraggeber. Er hat schon manche Versteigerung gehalten, bei der es ihm nicht leicht zu Mute war. Aber heute schämt er sich beinahe seiner Henkersarbeit. Verdammt, was für eine wilde Zeit! Da gehen die Besten vor die Hunde und der sicherste Boden wird wankend.

Janne Lewsen geht mit der Liste in der Hand durch Haus und Hof, Stall und Scheune, kreuzt an, taxiert, erklärt. Er breitet die Pläne des Landbesitzes in Marsch und Geest aus für die Interessenten, gibt Lage und Ertrag an, und geht dann zurück in die große Tenne, wo nun zuerst der lebende Beschlag unter den Hammer kommen soll. Janne Lewsen steht auf einer großen Eichentruhe; vor ihm sitzt der Schreiber, der ihm die einzelnen Stücke ansagt. Dicht an dicht stehen die Insulaner um den Zwangsvollstrecker, dessen scharfe Stimme nun durch den großen Raum schlägt:

„Vier Ackerpferde, fünfjährig, sollen im Gespann zu zweit weg. Wer bietet auf das erste Gespann?"

„Sechs Mark!" ruft Grote Gehlen.

Janne Lewsen ist ein alter Exekutor. Er kann einen Spaß vertragen. Aber das ist ihm denn doch noch nicht vorgekommen. Er lacht: „Wir sind hier nicht im Flohzirkus! Also wer bietet, das erste Gespann?"

„Sechs Mark!" ruft die Stimme von vorhin noch einmal.

Janne Lewsen will auffahren. Aber da sieht er auf einmal in lauter toternste Augen. Und da begreift er: „Sechs Mark zum ersten . . . zum zweiten . . . und zum — dritten!" Grote Gehlen hat die beiden Tiere.

Die andern kauft Oluf Jensen für denselben Preis.

Und nun geht der ganze große Besitz in dieser Art von Melf Melssen über in andere Hand. Immer nur jeweils ein Gebot. Lächerlich wenig, aber ohne Schwanken. Janne Lewsen steigt wie ein halbtoter Mann nach zwei Stunden vom Stand herunter, legt den Hammer auf den Tisch und geht still hinaus.

Der Schreiber hat die Listen fertiggestellt. Heme Haraldsen nimmt sie ihm ab und jeder unterschreibt sein Gebot mit eigener Hand. Dann geht Harald Hillig hinein in die Wohnstube, wo Melf Melssen am Tisch sitzt, den Kopf auf die Platte gelegt.

„Bauer — Vater läßt dich auf einen Augenblick zur Tenne bitten."

Langsam hebt sich die Gestalt des Bauern. Er folgt dem andern hinaus in die Tenne, wo er stutzt beim jähen Anblick all der Bekannten.

Heme Haraldsen geht ihm entgegen und führt ihn zum Tisch, wo der Schreiber sitzt. „Melf Melssen, dein ganzer Besitz ist versteigert worden. Wir alle wissen es, daß du ein Opfer der traurigen Zeit geworden bist. Wir stehen alle in derselben Not. Wir haben mit dem Abwehrmittel des Kleingebotes deinen Besitz an uns gebracht. Und nun geben wir dir alles wieder zurück. Du bist fortan wieder ein freier Mann in unserem Kreise!"

Melf Melssen, obwohl er ein starker Mann ist, hält sich am Tischrand fest, sonst wäre er umgefackt. Sein Gesicht ist so weiß wie das Blatt Papier in seiner Hand. Er öffnet den Mund, um etwas zu sagen, aber es kommt kein Laut aus seiner Kehle. Er schluckt, und aus seinen Augen tropft das Wasser. Er hebt nur die Hand und wankt dann zurück in sein Haus.

Eine von Grote Gehlen und Heme Haraldsen gebildete siebengliedrige Kommission geht gleich hinüber zu der Spar- und Kreditkasse, um die Schlußverhandlung im Konkursfalle Melssen in Gegenwart des Verwalters endgültig zu regeln.

Die große Menschenmenge verläuft sich rasch nach allen Seiten.

„Winterlandschaft",
ein Bild des holländischen Meisters Beerstraten

Bald liegt der Melssenhof wieder einsam und groß auf seiner Höhe. Ueber dem Giebel weht die Fahne Florian Geyers breit im Winde.

*

Der Märzwind hat noch nicht einmal die letzte Handvoll Schnee am Nordabhang der Dünen fortgeblasen, da beginnt schon wieder die Arbeit am Deichbau. Melf Melssen reiht sich schweigend ein in die Reihe der Bauern, die den schweren Spanndienst haben. Er steht jeden Morgen als einer der ersten draußen in den tiefen Gräben, wirft die schwere Kleyerde auf den Kastenwagen, und er ist meistens der letzte, der im tiefen Abend heimkommt. Es ist, als ob er sagen will: ich habe nachzuholen, Landsleute; ihr müßt mich anspannen, wo immer ihr könnt! . . .

Da ist niemand, der es ihm irgendwie merken ließe, daß er nun erst — im dritten Jahr des Deichbaues — sich in die lange Reihe der Ringenden gestellt hat. Niemand, der es ihm merken ließe, daß seine Stelle ihm wiedergegeben wurde durch die gemeinsame Hilfe der ganzen Inselbevölkerung. Und auch der große Bauersmann Melf Melssen rührt nicht daran. Schweigend, wie die andern, steht er Tag für Tag in der Tiefe mit dem blanken Spaten, sticht die lehmige Erde aus und hebt sie mit starkem Arm empor.

Aber in seinem Sinn da läuft es hin und her und kommt nicht zur Ruhe: Ich kann hier nicht mehr als freier Mann leben... Ich bin ein Verräter an meinem Volke gewesen. Als Not am Mann war, da stand ich breit und gelassen auf meinem Besitz und sah zu, wie meine Brüder sich abrackerten... Der Herrgott hat mich hart gestraft — — mein Hof verfiel durch eine Kette von Unglück und durch die Not der Zeit... Ich stand rasch vor dem Nichts. Und da kam das Unglaubliche, das Unmögliche: die ich verraten hatte mit meinem Groll und Abseitsstehen die ich geschädigt hatte mit meinem Schuldenmachen — — sie sprangen einfach zu und griffen mir unter die Arme und halfen mir wieder hoch... Aber ich werde dieser Hilfe nicht froh; ich kann niemandem gerade ins Gesicht sehen, denn ich meine bei jedem: ich bin sein Schuldner, eigentlich sein Knecht, sein Höriger... Er hat ein Recht auf mich!... Er kann jederzeit vor mir stehen: Melf Melssen, jetzt tust du dies, Melf Melssen, nun tust du das!... Die Zinsenlast ist von meinem Nacken genommen, aber eine viel größere schlug mich in die Knie... Nun liege ich zeitlebens wie ein hilfloser Mensch in der Schuld aller! Wie soll ich jemals diese Schuld von meinen Schultern werfen?... Vom Giebel meines Hauses weht die schwarze Fahne, ich bin ein Knecht, aber kein Freier... Ach, wie soll ich loskommen von dieser Schuld!...

So läuft es in seinem Sinn hin und her. Er hat ganz graues Haar bekommen, der große Bauer Melf Melssen. Wenn er heimkommt, spät am Abend, über und über voll von Lehm und Dreck, das Gesicht und die Hände und die Kleider, dann stehen seine beiden Töchter da mit leeren Augen. Die Aeltere still und in sich gekehrt, die junge scheu und flüchtig. Und dann kommt die Erkenntnis über Melf Melssen, daß er sich in seinem Hochmut und in seiner Herzlosigkeit auch gegenüber seinen beiden Kindern versündigt hat. Nun fällt diese Sünde auch zu all dem andern noch mit auf sein Haupt. Die beiden Deerns stehen wartend und süchtig nach Glück und Liebe unter dem knospenden Birnbaum. Irgendeine unbegreifliche Welle rauscht in ihnen, daß sie weinen möchten und jubeln zugleich. Und diese Sehnsucht wächst von Tag zu Tag. Wenn der Birnbaum blüht, dann ist sie ganz groß. Und wenn dann nicht die Erlösung kommt, dann fallen die unendlich lichten Träume wieder mit den weißen Blütenblättern still und leise nacheinander zur Erde.

Langsam gehen die Mädchen ins Haus zurück.

Das ist auch meine Schuld, denkt der Bauer. Da stehen die beiden Deerns in der schönsten Zeit ihres Lebens und sehen hinaus auf die hellen Wege, ob nicht der Liebste kommt und seine Hand ausstreckt. Ich aber stand breit und finster davor und vertrieb den einen und verjagte den andern, weil ich ein Narr war und mich auf sicherster Höhe glaubte . . .

In der Nacht, wenn bleierne Müdigkeit den Körper umfängt, will der Sinn nicht zur Ruhe kommen. Die großen, schönen, befreienden Frühlingsstürme brausen über den Hof hin, biegen die Bäume, brechen die Erde auf, künden Leben und Auferstehen — aber in seinem Wandbett liegt ausgestreckt ein Mann wie ein Toter auf der Bahre. Wenn es nur erst wieder Morgen wäre, denkt er, daß ich den Spaten nehmen kann. Jeder Wagen voll Lehmerde muß mir ein wenig von der inneren Last nehmen, so daß ich in einiger Zeit den Kopf wieder langsam heben kann . . .

(Fortsetzung folgt.)

Der Unmusikalische

Von Hans Friedrich Blunck

Er küßt ihr beide Hände und sie lächelt darüber fort, ein schmales kluges Lächeln ohne Groll. Nachher sitzen sie da und wissen eine ganze Weile nichts zu sagen. Die Kerzen knistern leis am trockenen Baum, zuweilen schießt ein Flämmchen hoch, mit kleiner gelber Fahne. Ich hab' einen Sohn — denkt er, das muß man sich erst sehr langsam klar machen, ich habe einen Sohn! Lili — Marianne hat mir einen Sohn geschenkt, was ist das für ein Leben!

„Ich wollte einmal wieder ein bißchen zuhause sein" sagt Marianne zwischen den Zügen ihrer Zigarette, „darum nahm ich gleich die Vertretung für den alten Vogt an, die mir der Chefarzt anbot. Aber — daß ich dir gleich dein Kind zu holen kam, das hab' ich mir ja nicht so gleich gedacht. Ich habe einen Chefarzt-Posten im Kindersanatorium in Mentone angenommen, im Februar geh' ich hin — man ist zufrieden mit mir!"

„Ja", sagt er, „o ja, ich weiß schon, wer du heute bist! Ich weiß schon — das stille Leben hier hätte dir nie genügt!"

Sie schweigt und lächelt sonderbar; in feinen Schwaden umzieht der blaue Zigarettenrauch ihr Gesicht: „Ja, das stille Leben!"

„Marianne!" sagt er langsam, „Marianne, lüg' mich heut' nicht an! Bei dieser Stunde, der ersten meines Kindes, sag mir: warum gingst du damals?"

„Sehr einfach, Peter, eben um dieses Kind!" Sie steht auf und wandert durch das Zimmer, vom Baum zum Fenster, vom Fenster zum Baum zurück, immer durch dieses alte Zimmer, das einmal ihre junge Brautzeit sah. „Schau, Peter, in diesem Zimmer hast du mir einmal gesagt: die Ehe — ist das Kind! Ich weiß nicht, ob ein Zweiter auf der Welt so der geborene Vater ist wie du, glaubst du mir das?"

Peter Magnus dachte an das winzige schlafende Köpfchen nebenan und sagte es wie mit einem großen Eid: „O ja!" Marianne bleibt am Baume stehen und schnippt ein abgebranntes Lichtchen mit den Fingern aus. Dicht über ihrem Scheitel hängt ein goldener Stern.

Ich kann nicht so große Worte um eine einfache Sache machen, Peter!" Er senkt den Kopf: „Ich weiß nicht, ob meine große Liebe zu Marianne eine so einfache Sache war!"

„Peter, hör zu — ich konnte nie ein Kind haben!" Es war so still, daß man die Lichte brennen hörte — „ich ließ mich von zwei Aerzten untersuchen, sie sagten beide das Gleiche: niemals! ich selber hatt' es ja schon vorher geahnt."

„Und darum gingst du — darum?!"

„Ich wollte deine Liebe nicht zersplittern sehen. Ich wollte nicht versanden lassen und in Enttäuschung sterben, was so schön war".

Jäh sprang er auf. Vergessene Glut rann durch ihn hin: „Aber das ist doch Unsinn! Unsinn ist das!"

Sie sah ihn mit ihren großen wachen Augen an: „Wenn dieses Kind dort nebenan", sagt sie, „heut' nun nicht gekommen wäre?"

Peter ging, ohne zu antworten, zu seinem Stuhl zurück.

„Mach darum keine Heilige aus mir! Ich bin dann das geworden, was ich bin, das einzige, was ich werden mußte mit meiner übergroßen Seligkeit an kleinen Kindern und mit meinem Neid vor allen Müttern! Immer, wenn wieder eines warm und lebend in meinen Händen liegt, — hab ich für einen Augenblick ein Kind, dem ich das Leben gab! Und heute — war es dein Kind, Peter. Ich bin mit dem Schicksal quitt!" Viel später, als das letzte Licht zu Ende brannte, sagt sie einmal wie aus einem sehr tiefen Grund hervor: „Es war nicht einfach, Peter, so im Anfang!"

„Nein, weiß Gott", antwortet er, „und vielleicht ist es doch ein wenig so, wie ich es durch die ganzen Jahre dachte: daß es bei dir doch nicht die große Liebe war!" Doch er sieht ihr Gesicht nicht mehr, da sie antwortet: „Darüber wollen wir doch heute nicht mehr sprechen!"

Die junge Frau stand vor ihrem Gabentisch, hob dies und jenes Geschenk hoch, packte es ein und blickte immer wieder mit den großen staunenden Augen eines Kindes zu uns beiden hinüber, die wir ihr fröhlich zuschauten.

„Du bist mir noch deine Geschichte schuldig", mahnte ich den Freund — niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß dieser trockene Hagestolz plötzlich bekehrbar war.

„Meine Geschichte? Ach so —" Torna dehnte sich und tat, als hätte ich die dümmste Frage getan, die je zu beantworten war. „Ja, siehst du, eigentlich ist es gar keine Geschichte, sondern eine ganz einfache Sache gewesen. Man liest dergleichen mitunter und glaubt nicht dran und erlebt es auf einmal selbst." — Und der lange Mensch, der für mich drüben das Urbild des nüchternsten Kaffeekaufmannes gewesen war, beugte sich zu mir, wurde verlegen wie ein Junge und bekannte: „Die Hauptsache ist: ich bin dabei vertrackt glücklich geworden."

Er hätte es mir nicht zu erzählen brauchen, der einsame Gast wußte es längst. „Also los, deine Geschichte! Ich meinte noch, du hättest eine Pflegetochter und auf einmal bist du mit ihr verheiratet. Ich dachte, du seiest unmusikalisch und jetzt läßt du dir Abend für Abend vorsingen."

„Es ist meist etwas Richtiges und viel Gelogenes an deinem Gerede." Torna wußte offenbar nicht, wie er seine Geschichte beginnen sollte.

„Vor fünf Jahren, als wir uns trafen —"

Jetzt hatte Torna den Anfang. „Ganz recht, in Coban war es und ich sollte damals für unsere Gesellschaft die Kaffeepflanzungen abreiten. Aber erst hast du mich eine volle Woche aufgehalten und dann sind es immerhin ein gutes Dutzend Höfe, die wir uns in den Urwald geschlagen haben. Nun, was soll ich erzählen? Mit den Verwaltern kam ich bald zurecht, wir haben da erfahrene Leute, die einem die Prüfung leicht machen. Aber mit den Behörden hatte ich Mühe — und ehe ich mich versah, war ein halbes Jahr vergangen und Weihnachten herangekommen."

„Schlimme Tage für die Hagestolze!"

Torna nickte mitleidig. „Du weiß selbst, ich bin eigentlich unmusikalisch. Aber immer um Weihnachten wird das anders. Dann gehen mir plötzlich die Ohren auf — eine gefährliche Geschichte, aber ich muß damit rechnen — und es kann kommen, daß ich selbst finge oder, daß mich alten Reiter bei einem Weihnachtslied das Heulen überkommt. — Du weißt, wie's in der Fremde zugeht, was soll ich noch erzählen? Und du kennst vermutlich auch die Unruh, mit der man um Weihnachten nach einem Haus sucht, wo man Heiligabend unterkommen kann. Aus seinem Deutschsein kann keiner heraus.

Was sollte ich tun? Mir fiel schließlich ein, daß ein Schwippschwager eine Schwester gehabt hatte — du siehst, wie weit man sucht — die mir vor zehn Jahren begegnet war und die auf einer unserer abgelegenen Pflanzungen verheiratet war. Die hatte uns jungen Dächsen in Coban zu Weihnachten vorgesungen — eine hübsche Frau, ich war vor den andern mächtig stolz gewesen, daß ich Du zu ihr sagen durfte. Also drei Tage Wegs für ein Tannenbaumlied — man reitet, wenn's not tut, noch länger! Der Gesellschaft konnte ich ja sagen, daß ich jene abgelegene Finka, zu der sonst kein Mensch hinaufkommt, einmal unvermutet hatte überfallen wollen.

Es ging wahrhaftig auf den Heiligen Abend zu, als ich aus dem Sattel sprang und, kein Zweifel, ich wurde hier nicht erwartet. Herr Farenholt, so hieß der Verwalter, riß die Augen auf, wurde gelb und rot, als ich mich vorstellte und stotterte, ich weiß nicht was, als ich nach seiner Frau fragte. Ich begriff erst langsam, daß jene arme Verwandte schon bald nach den Tagen in Coban dies irdische Jammertal verlassen hatte, und daß man, wenn man schon zur Familie reitet, sich vorher über die Dinge unterrichten soll. Ich verbesserte mich also, so gut es ging, aber es tat mir verwünscht leid um jene Frau. Dabei hatte ich sie, ein zierliches blondes Gesicht in hoher Halskrause (so wie es damals Mode gewesen war), während des ganzen Ritts im Auge gehabt und konnte mir

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wie andere VÖLKER Neujahr feiern

Andere Länder — andere Sitten! Nicht überall wird Neujahr und Silvester wie bei uns gefeiert! —

In Oesterreich ragt das Weihnachtsfest noch zu sehr in das neue Jahr hinein, um der Silvester-Ausgelassenheit Platz zu machen. Der „Nikolo" verdrängt sie. Er zaubert wochenlang bei rotem Licht gehörnte Teufelsfratzen in die Fenster, die auf Ansichtskarten grinsend mit den Priestern um die gläubigen Seelen ringen. Kinder gehen dann mit bunten Larven vor dem Gesicht von Haus zu Haus und geben sich, die Rute in der Hand, „schlagfertig" für den „Krampus" aus. Erwachsene bleiben furchtsam hübsch zu Hause, mit eingeladenen Freunden bei Strauß-Musik im Rundfunk — natürlich der des Walzerkönigs — und altem Heurigen um Mitternacht das neue Jahr zu feiern! —

In England werden kurz vor Jahresschluß die Kirchenglocken mit zerissenen Säcken und Lumpen umwickelt, dem alten Jahr, so disharmonisch es gewesen, zum Abschied heimzuläuten. Im letzten Augenblick entfernt man die Umhüllung, dann wird in reinen vollen Tönen das neue Jahr „als festlich hoher Gruß dem Morgen zugebracht". Und während dieser Zeit da finden in den großen Sälen glänzende Soupers bei Militärkonzerten statt. Punkt zwölf erheben sich die Gäste und bringen ihren Glückwunsch aus. Dann reichen sie sich die Hände über Kreuz und singen fröhliche Neujahrslieder. Fortuna steigt aus Knallbonbons von riesiger Größe und ziert die Tische. Aber nicht sehr lange, denn Neujahr zählt nicht zu den Feiertagen. —

Schottland dagegen feiert Weihnachten erst am Neujahrstag. Die Freude wächst sich darum im Familienkreise doppelt aus. —

In Frankreich legt man dem Silvesterabend wenig Bedeutung bei, denn wie in England ist hier Neujahr Arbeitstag. —

Italien legt das Hauptgewicht aufs Essen. Ein lukullisches Silvestermahl darf nirgends fehlen. — Wohl wird auch hier und da noch in den Straßen und Kanälen Polterabend gefeiert, das heißt im Uebermut Porzellan zerschlagen, um die Stimmung zu erhöhen, aber das sind Ueberbleibsel aus alter Zeit, die immer mehr verschwinden. Der Neujahrsmorgen sieht die meisten Menschen in den Kirchen. —

Schweden feiert Neujahr auf dem Lande. Alles fährt mit Ski und Rodelschlitten schon am Tag vorher in die Umgebung. Dort setzt man sich in den Bergen fest und feiert das neue Jahr beim Wintersport. Daß gutes Essen und ein steifer Rotweinpunsch dabei nicht fehlen darf, betrachten die Schweden nur als selbstverständlich. — Und scheint der Mond, so geht's mit Schneeballschlacht ins neue Jahr! —

Ganz anders ist's in Kopenhagen! Der Däne liebt Silvester ähnlich so wie wir zu feiern. Nur mit dem Unterschied, daß es anstatt Karpfen Wagenladungen voll Hummern hinunterschlingt. Und daß er an Stelle von Weiß- und Rotwein seinen Aquavit vorzieht. Macht die — Macht der Gewohnheit! Sobald die Glocke aber Mitternacht anzeigt, trinkt er der Hoffnung mit französischem Champagner zu! — Und dann — werden die Fenster weit geöffnet, aus ihnen wie in den Straßen Feuerwerke losgelassen, als gelte es, dem beliebten Tivoli ausgiebige Konkurrenz zu machen. Ohne mehrere Dutzend Raketen, Frösche, Schwärmer und Kanonenschläge in den Taschen wagt sich diesen Abend niemand in Gesellschaft. Sind sie abgebrannt, setzt überall ein lustiges, buntes Treiben ein — tout comme chez nous! —

In der Schweiz geht's wie in Schweden zu. Man feiert Neujahr hier beim Wintersport. Nur sehr viel internationaler. Besonders in den großen Berghotels. —

Der Spanier aber liebt den Lärm an Silvester. Je toller, um so besser! Alles, was nicht niet- und nagelfest, wird aus den Küchen geholt und ohrenbetäubende Umzüge durch die Straßen veranstaltet. Die Honoratioren sitzen bei dieser Blechmusik in Sälen und begleiten sie mit Löffeln in den Gläsern. Mit dem Glockenschlage 12 beginnen sie zwölf Weinbeeren zu essen. Mit jedem Schlage eine. Wem es gelingt, sie so rasch zu verschlingen, wie die Uhr schlägt, der hat im neuen Jahr viel Glück! —

Von Amerika weiß man nichts genaues. Die Prohibition ließ ja Silvesterfeiern nur hinter verschlossenen Türen zu. Jetzt, da sie aufgehoben, wird's auch hierin anders werden! —

In Brasilien wird die Silvesternacht hindurch wie wild getrunken und geschrien. Auch Freudenschüsse werden dabei abgefeuert. Man will doch zeigen, daß man von Indianern stammt! —

Wie geht's in Argentinien zu? Hier wünscht man sich das gute neue Jahr im Fluge. Beim Vorüberfliegen rasender Autos. Alles fährt in die Umgebung. Nicht um Naturschönheiten zu bewundern, den Wind sich um die Nase wehen zu lassen. Bei 40 Grad Hitze bedarf man der Abkühlung. Bei kalten Getränken im Wagen wird auch Feuerwerk abgebrannt und der Humor durch Brüllen ersetzt. „Sie nennen's Freude, nennen's Gesang!" —

Japan feiert den neuen Jahresanbruch in den Tempeln. In feierlichen Gewändern begeben sich die Japaner schon lange vor Mitternacht zum Gottesdienst, von Buddha und der Sonne reichen Segen für die kommenden 52 Wochen zu erflehen! Der nächste Morgen zeigt sie gegenseitig bei Besuchen und bei Reiswein und Reiskuchen!

Chinesen kennen in ihrem Lande nicht das Weihnachtsfest. Drum holen sie im neuen Jahre nach, was ihnen im alten entgangen ist. Sie feiern den Jahresanfang 15 Abende lang. Der unbeteiligte Zuschauer denkt in der ersten Januarhälfte jeden Morgen: „Ihr naht euch wieder — schwankende Gestalten —?" —

Am originellsten feiert Finnland Neujahr. Brautwerbung ist Parole. Der Vater des Bräutigams tritt unbemerkt um Mitternacht vors Haus der Auserwählten. Er legt ein Honigbrot auf dessen Schwelle, klopft dann ans Fenster und ruft, sobald geöffnet wird, den Namen seines Sohnes hinein. Dann läuft er weg, so fix er kann. Nun wird er von den Angehörigen der Braut verfolgt. Erhaschen sie ihn, so gilt die Werbung als mißglückt. Entkommt er, muß ihr stattgegeben werden. Dann wird am Neujahrsmorgen die Braut im feierlichen Zuge in das Haus des Bräutigams geführt, wo es ein dauerhaftes Bauernfrühstück gibt. — **Karl Waldemar.**

Neujahrsfest beim Taschi-Lama

Von Sven Hedin

Ich hatte meinen Rundgang kaum beendet, als ein wohlbeleibter, jovialer Chinese namens Ma mir seinen Besuch machte. Er war Offizier und Befehlshaber der 140 Mann starken chinesischen Lansa, die in der Stadt in Garnison lag. Ich bat ihn in mein Zelt und bewirtete ihn mit Tee und Zigaretten. Ma war es unbegreiflich, woher ich gekommen war. Er meinte, ich müsse vom Himmel gefallen sein, von meinem Kommen habe er nicht das geringste gehört. „Wenn ich gewußt hätte, daß Sie auf dem Wege nach Schigatse sind, dann wäre ich ihnen mit meinen Soldaten entgegengetreten. Denn diese Stadt ist, wie Lhasa, Europäern verschlossen."

Ich lachte und scherzte mit Ma und fragte, wie in aller Welt wir uns nun verhalten sollten, da ich mich ja doch tatsächlich leibhaftig in Schigatse befände.

Am 11. Februar erhielt ich in aller Herrgottsfrühe Besuch von Lobsang Tsering, einem Lama und Sekretär des Taschi-Lama, und Duan Suän, einem chinesischen Beamten, die von meiner Ankunft gleichfalls keine Ahnung gehabt hatten und vermutlich glaubten, ich sei aus der Erde emporgestiegen. Auch sie stellten Fragen und machten sich Aufzeichnungen.

„Ich weiß, daß die Neujahrsfestspiele heute beginnen", sagte ich. „Es ist mein Wunsch, sie mir anzusehen."

„Das ist unmöglich für einen Europäer." — „Ich wünsche auch den Pantschen Rinpotsche, den Taschi-Lama zu sehen —" — „Nur eine kleine Anzahl Sterblicher dürfen vor sein Angesicht treten."

Es fiel mir plötzlich ein, meinen chinesischen Paß hervorzuholen und Duan Suän zu zeigen. Er las ihn aufmerksam und mit steigendem Interesse durch. Seine Augen wurden immer größer, und schließlich sagte er: „Das ist ja ein großartiger Paß! Warum haben Sie uns den nicht gleich gezeigt?"

„Weil er nur für Ostturkestan ausgestellt ist und ich statt dessen nach Tibet gereist bin."

„Das ist einerlei; dieses Papier ist von großer Bedeutung!"

Sie entfernten sich. Eine Weile später überbrachte mir ein Lama einen Willkommgruß des Taschi-Lama: ein Kadach, ein langes Stück weißer Seide, dessen Ueberreichung Hochachtung, Segen und Willkomm bedeutet. Und was für mich wichtiger war: ich wurde feierlich eingeladen, ins Kloster zu kommen und dem Neujahrsfest beizuwohnen. Jetzt segnete ich die indische Regierung, die auf den chinesischen Paß gedrungen hatte. Ohne ihn hätte ich vermutlich nie die Erlaubnis erhalten, Taschi-Lunpo zu besuchen. Es ist mir noch heute ein Rätsel, daß es mir gelang, ungehindert bis Schigatse vorzudringen. Zum Teil beruhte es vielleicht auf der Achtung, die die Tibeter seit dem englischen Kriegszug nach Lhasa 1903 und 1904 vor den Waffen der Europäer hatten; ferner darauf, daß viele Häuptlinge und Pilger sich nach Taschi-Lunpo begeben, um das Neujahrsfest zu besuchen, und schließlich darauf, daß ich am letzten Tag auf dem Fluß gereist und erst bei Dunkelheit angekommen war. Ein Glück war es auch, daß ich zwei Tage vor Beginn des Neujahrsfestes eingetroffen war und infolgedessen die seltene Gelegenheit hatte, dem höchsten Fest der lamaistischen Kirche beizuwohnen, und zwar in dem Kloster, das während der Abwesenheit des Dalai-Lama — er war vor den Engländern geflohen und hielt sich damals in Urga auf — das vornehmste der ganzen lamaistischen Welt war.

Das Losar, das Neujahrsfest, wird zur Erinnerung an Buddhas Sieg über die sechs Irrlehren und an den Triumph der wahren Religion über den Unglauben gefeiert. Es ist ein Fest des ganzen Volkes und feiert die Wiederkehr des Frühlings und des Lichtes, nachdem das Dunkel und die Kälte überwunden sind. Jetzt sprießt die Saat, jetzt keimt das Gras für die Herden der Nomaden. Die Losar dauert fünfzehn Tage. Von nah und fern strömen Pilger nach Taschi-Lunpo und überall hört man die heiligen sechs Silben „Om mani padme hum".

Ein Kammerherr des Taschi-Lama, Tsaktserken, überbrachte mir neue Grüße Seiner Heiligkeit und teilte mir mit, daß er und der Lama Lobsang Tsering beauftragt seien, während meines Aufenthaltes in Schigatse mein persönliches Gefolge zu bilden.

Ich zog mein „Festgewand" an, Frack, Oberhemd und Lackschuhe, und Muhamed Isa nahm seinen prächtigen roten Ehrenmantel um und setzte seinen goldgestickten Turban auf. Robert, Tsering und zwei andere Lamaisten durften uns begleiten. Wir ritten zum Kloster, das nur zwölf Minuten entfernt lag. Ueberall wimmelte es von Pilgern, und zu beiden Seiten des Weges waren kleine Stände aufgeschlagen, wo Süßigkeiten und Brezeln feilgeboten wurden.

Am Tor der Klosterstadt stiegen wir ab und ließen die Pferde zurück. Dann gingen wir eine steile Gasse hinauf. Das Pflaster besteht aus großen, dunklen Steinplatten, die von den Fußsohlen unzähliger Pilger im Lauf der Jahrhunderte blankpoliert sind. Zu beiden Seiten standen hohe Häuser mit den Schlafsälen der Mönche, und das Ganze überragend, hob der Labrang, wo der Taschi-Lama residiert seine schöne, weiße Fassade empor mit kleinen Balkonen, dunklen Fensterrahmen und schwarzen und roten Rändern unterhalb des Dachsimses. Wir kamen durch ein Labyrinth dunkler Räume und Gänge. Schließlich traten wir auf eine Galerie hinaus, an deren Brüstung für mich ein Lehnstuhl bereitstand.

Von hier aus hatte ich eine prächtige Aussicht auf den Schauplatz der Festspiele, einen rechteckigen Hof, der von offenen Galerien umgeben ist. Diese Veranden, die auf hölzernen Säulen ruhten, erhoben sich in mehreren Stockwerken übereinander. In der Mitte erhob sich ein hoher Mast mit herabhängenden bunten Bändern. Vom Hofraum führte eine Steintreppe zur Roten Galerie hinauf, die noch mit schweren schwarzen Vorhängen aus Jakwolle verhängt war. —

Zwei Mönche traten jetzt auf eine der obersten Dachplattformen hinaus und bliesen dumpfe Töne auf Muschelhörnern. Dieser erste Hornstoß bedeutete, daß die Priesterschaft Tee trank. Aus dem Innern der verhängten Roten Galerie ertönte melodischer Chorgesang, der zum Crescendo anschwoll und dann allmählich verklang. Die Loge des Taschi-Lama lag oberhalb der Roten Galerie und war durch einen breiten Vorhang aus gelber Seide mit Goldfransen gekennzeichnet. Hinter diesem Vorhang nahm der heiligste aller Priester Tibets Platz und schaute durch eine kleine Oeffnung den Festspielen zu. Dumpfe mächtige Posaunenstöße kündeten, daß der Taschi-Lama den Labrang verlassen hatte, ein Gemurmel ging durch die wartende Menge. Nun kam die Prozession. Hohe Lamas mit den Insignien des Heiligen schritten voran, und dann erschien er selbst. Alle erhoben sich und verneigten sich tief. —

Einige Mönche stellten einen Tisch mit Süßigkeiten vor mich hin und erklärten mir auf meine Frage, der Taschi-Lama sende mir diese Erfrischungen. Da ich gerade seinem Blick begegnete, erhob und verbeugte ich mich, und er nickte mir freundlich zu. — — — Die Zuschauer brachen in Jubelgeschrei aus. Die letzte Nummer des Programms bestand in einem gemeinsamen Tanz von sechzig Lamas. Darauf erhob sich der Taschi-Lama und schritt ebenso langsam und feierlich hinaus, wie er gekommen war, und die Pilger zerstreuten sich wie Spreu vor dem Winde.

---

die Wirklichkeit immer noch nicht vorstellen. Und als ich in die Stube trat, wurde mir doch wunderlicher zu Mut, da kam so ein Ding von vierzehn Jahren knixend auf mich zu. War der Mutter nicht unähnlich und wurde dunkelrot, als Farenholt mich als entfernten Onkel vorstellte.

Ich merkte bald an dem Gehaben des Verwalters, daß etwas nicht in Ordnung war. Da stand kein rechter Weihnachtstisch, ich mußte schon mit einem Donnerwetter dazwischen fahren, holte eigenhändig einige Araukarienzweige von draußen, um Lichter aufzustecken, und hatte Freude daran, als das Kind schweigend bei allem half und mir nicht von der Seite ging.

Ich sage, ich ahnte den Grund. Und richtig kam Fahrenholt mitten in meiner Weihnachtsarbeit mit einer kleinen dicken indianischen Frau, die auch schon zwei oder drei Kinder an der Schürze hatte, und stellte sie mir linkisch als zweite Ehe vor. —

Sollte man sich an einem Weihnachtsabend empfindlich zeigen? Ich wünschte ihm Glück, ich hob eines von seinen Krabautern auf den Arm, aber ich verlangte, daß Lichter angezündet würden, wie es in Deutschland Sitte ist. Und einen Weihnachtspunsch verlangte ich laut und lärmend — man hat es nun einmal an sich, die rauhe Seite zu zeigen, wenn man gefühlig wird.

Und dann, als der Baum brannte und die Bowle dampfte, mußten wir wohl eigentlich auch singen —, ja da standen der Verwalter, der seit zwanzig Jahren im Urwald saß und ich, der ich mit der Musik nie zurechtgekommen war, und wir schluckten und versuchten das Lied vom Tannenbaum mit den grünen Blättern, während draußen die Köchin Tortillas röstete und der Geruch davon durch die offenen Türen in unsere Halle zog. Weil wir jedoch beide eine rauhe Stimme hatten und zur Weihnachtsfeier, vertrackt, eine Frauenstimme gehört, holte ich Farenholts Kind dazu, es sollte uns bei der Andacht helfen.

Da kam es heraus, und darum rate ich jedermann, sich die Frau aus dem alten Land zu holen — da kam es heraus: Dies Kind wußte kaum noch ein Wort von unseren Liedern, so sehr herrschte schon die andere Mutter. Und Farenholt — nun, du weißt, wie es in jener Bergeinsamkeit zugeht, stotterte viel, er entschuldigte sich, er redete und trank meinen Punsch. Und dann trank er wieder und immer mehr an jenem Abend, der doch eigentlich ein Heiliger Abend sein soll. Das war die Erinnerung an die besseren Jahre, die er gehabt hatte, wer will es ihm übelnehmen?

Aber ich, begreifst du, ich war drei Tage geritten, um eine Frau singen zu hören — vielleicht hätt ich's in Coban haben können, aber es war mir nun einmal so in den Kopf gesprungen.

Und ich wollte meinen Weihnachtsabend nicht ohne Lieder — hab ich dir gesagt, ich bin sonst unmusikalisch. Was blieb mir übrig? Ich bin beigegangen und habe mit meiner bösen Stimme dem Kind das Singen beigebracht. Und als wir so zum dritten oder vierten Male das Lied vom Tannenbaum wiederholt hatten (weil wir von den andern Liedern doch nur den ersten Vers kannten), hat das Mädchen es singen können und ich hab vor Freude die Augen zugekniffen. Und mir war zumut, als sei die andere noch dabei. Aber als ich ihr dann — Mitternacht wird's gewesen sein — von ihrer Mutter erzählte, stand das Mädchen auf und kam nicht wieder zu uns, da war die Freude vorbei.

Am andern Tag, während wir die Finka abritten, haben wir beide getan, als sei niemals ein Festtag gewesen. Die Farm war in guter Ordnung, der Mann konnte stolz darauf sein. Aber nach dem Mittagessen, so zwischen einem guten Truthahn und einem Kaffee war mir zum dritten Mal, als hätte ich da ein Wort drein zu reden, schließlich war ich als Verwandter herübergekommen und nicht nur als Beamter der Gesellschaft. Und ich habe Farenholt gesagt, daß mein Urlaub bevorstände, und ihm gesagt, daß ich ihm sein Kind nach Deutschland bringen würde, er solle es mir anvertrauen. Aber seltsam genug, während ich es sagte, wußte ich genau, wie alles kommen würde."

Der Erzählende hob plötzlich horchend den Arm auf, von draußen kamen die Weihnachtsabendglocken. Er winkte der jungen Frau zu, die während der halblauten Erzählung noch immer wie ungläubig mit ihren Geschenken gespielt und wenig auf Torna und mich geachtet hatte. Jetzt erhob sie sich, zog einen Stuhl heran und setzte sich zu uns. Und sie reichte uns kleine braune Kuchen und fragte, ob zum Weihnachtsabend in Deutschland nicht auch das Nüssekrachen gehörte. Wir nickten beide und versuchten ritterlich, es ihr abzunehmen, es war erstaunlich, was der lange Torna in seiner Ehe an Höflichkeit gelernt hatte. Aber in diesem Haus hatte die Frau zu bestimmen, sie nahm uns in einer Güte, die jeden Gast hätte entzücken müssen, die Schale mit Nüssen aus der Hand, lachte und begann uns zu bedienen. „Ich werde so verwöhnt", sagte sie leise, „ich muß acht geben, daß ich eine gute Hausfrau bleibe."

Torna fiel plötzlich ein, daß er mit seiner Geschichte nicht zu Ende gekommen war. „Was soll ich dir noch erzählen?" fragte er. „Ich brachte das Mädchen von Coban nach Deutschland, ich kam nach vier Jahren wieder auf Urlaub herüber und sollte sie besuchen. Da war sie inzwischen wie ihre Mutter geworden, genau wie jene, um die wir jungen Dächse einstmals den Verwalter Farenholt beneidet hatten. Und wie ich beim ersten Unterricht erkannt hatte, war ihr eine Stimme gegeben, — warum knurrst du?" fragte Torna wütend, er fürchtete noch immer, etwas von seiner Weichheit zu bekennen.

„Ich möchte dich singen hören."

Aber das lange Gesicht überzog sich mit hundert Falten der Schadenfreude. „Da kommst du zu spät, mein Lieber. Ich hab's abgegeben."

Weihnachts-Ende

Von
Herma Studeny

Die letzte Kerze löscht am Christbaum aus
Nun sitzen wir im Dunkeln still und träumen
Und denken über Jahresfrist hinaus
Und seh'n uns wieder unter Weihnachtsbäumen.

Was ruht verborgen hinter Sturmgebraus
Und Stundendrang in unbekannten Räumen?
Wes' Kerzlein löscht die Jahresrunde aus
Wes' Lebensbecher läßt sie überschäumen?

Getrost, es kommt, mit immer gleichem Schritt
Nimmt einen jeden in dem Kreise mit
Und dennoch würd' die Gleichung niemals enden
Und spendet es mit übervollen Händen,
Wir werden, so wie Kinder, die sich recken
Vielleicht nach einem Stern die Hand ausstrecken

Ein Mädchen unter Räubern und Soldaten

Von Brunhild Lessing

Nachdruck verboten!

Copyright 1934 by „Zeitberichte" Berlin

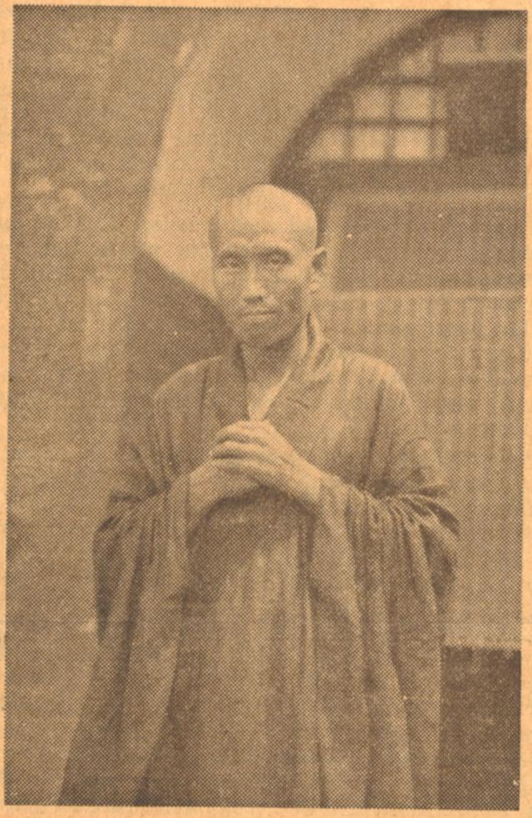
Ein junges Mädchen — ganz alleine

4)

Unentdecktes Land

Als wir in Peking wieder ankamen, war zu unserem Bedauern Sven Hedin immer noch nicht zurück. Ich bereitete mich auf meine nächste Expedition vor, die ich diesmal ganz alleine, nur von einem chinesischen Diener begleitet, unternehmen wollte. Immer wieder mußte ich meine Abreise verschieben, da täglich bedrohliche Nachrichten aus der Provinz Shansi in Nordwest-China kamen, die das Ziel meiner Fahrt sein sollte; die alljährlichen Ueberschwemmungen hatten alle Wege unpassierbar und lebensgefährlich gemacht.

Endlich glaubte ich den Zeitpunkt gekommen, an dem ich ohne allzu großes Risiko abfahren konnte. Außer dem chinesischen Diener schloß sich mir noch ein anderer Chinese



Der chinesische Mönch,
der seinen Abt mordete

an, den es reizte, die noch ziemlich unentdeckte Provinz Shansi zu besuchen. Beide nahmen keine Waffen mit, und ich selbst war nur mit meiner Scheintodpistole bewaffnet, die mir unser Mongolenfürst um ein Haar „beschlagnahmt" hätte.

Diese Reise bot eine Fülle von interessanten Beobachtungen und Erlebnissen. Shansi ist volkskundlich fast noch unerforschtes Gebiet; es schien mir, als seien hier die ältesten und ursprünglichsten chinesischen Sitten zu finden. Ein paar interessante Beispiele derartiger Bräuche, denen ich begegnete und die bisher in Europa völlig unbekannt waren, sollen im folgenden mitgeteilt werden.

Geopferte Frauen, vermietete Mädchen

Besonders merkwürdig ist hier die Stellung der Frau. Junge hübsche Mädchen werden alljährlich in einem Umzug auf Traggestelle gebunden und zu einer Art Brautschau ein bis zwei Tage lang in der ganzen Gegend herumgetragen — zu Ehren irgendeiner Wassergöttin, der man in der Vorzeit vermutlich Menschenopfer dargebracht hat. Dieser Umzug ist, als ganz alte Sitte, noch ein Ueberrest dieses blutigen Ritus. Denn fast bei jedem derartigen Umzug sterben ein bis zwei Mädchen an Erschöpfung, während die meisten anderen ohnmächtig von ihren Traggestellen losgebunden werden müssen.

Im Anschluß daran findet der Verkauf dieser Mädchen als Frauen statt. Ein solches schönes und — da es die Strapazen überstanden hat — widerstandsfähiges Mädchen kostet etwa 1000 Dollar. Es steht im Belieben und in der Finanzkraft des Mannes, wieviel Frauen er kaufen und heiraten will. Dafür hat er dann das Recht, sie an andere Männer gegen entsprechende Vergütung zu vermieten; die Kinder aus solchen „Mietehen" gehören dem Eigentümer der Frau. Diese Sitte, die sonst in ganz China verpönt ist, ist nur noch in Shansi zu finden.

Auch Kinder unterliegen hier merkwürdigen magischen Bräuchen. Bis zum dreizehnten Lebensjahr tragen sie ihre eigene, besonders präparierte Nabelschnur um den Hals geflochten, als Symbol des mütterlichen Schutzes. Dann findet ein großes Fest statt, bei dem Freunde der Familie die Nabelschnur vom Hals des nun erwachsenen Kindes lösen und sie in der Nähe des Tempels an einem Baum aufhängen. Nun beobachtet man, wie Vögel die Schnur wegnehmen und in ihre Nester entführen — dies bedeutet, daß die Gottheit von nun an den jungen Menschen beschützt.

Abenteuer im Hochwasser

Als Hauptquartier wählte ich die Stadt Taiyüanfu, von der aus ich meine Expeditionsfahrten leicht unternehmen konnte. Die ganze Provinz ist von sehr guten Autostraßen durchzogen, die aus den Geldern der amerikanischen „Hungerhilfe" gebaut worden sind.

Etwa fünf Stunden entfernt von meinem Hauptquartier liegt in den Bergen ein wunderbarer alter Tempel, einer von denen, zu deren Ehren oft jene Mädchenumzüge veranstaltet werden. Ich setzte mich dort oben fest und arbeitete hier ein paar Wochen.

Ich wohnte, wie üblich, in einem Gästezimmer des Tempels und nahm alle Gelegenheiten wahr, mit den frommen Pilgern, die hier zum Beten kamen, ins Gespräch zu gelangen, um Sitten, Sagen, Bräuche zu erfahren. Im Gästehaus, beim Tee, tauten die schweigsamen und mir gegenüber meist mißtrauischen Chinesen etwas auf.

Eines Tages wurde ich plötzlich ohne irgend eine erkennbare Ursache schrecklich unruhig. „Wir wollen unsere Sachen packen und sofort nach Taiyüanfu zurückfahren!" sagte ich zu meinen Begleitern. Sie schimpften furchtbar und glaubten sicher, ich hätte einen Spleen. Aber ich wollte unter jeder Bedingung weg und wartete mit gepackten Koffern vom Morgen an auf die alle paar Stunden verkehrenden Autobusse. Aber ein Autobus nach dem anderen raste vorbei, ohne anzuhalten — besetzt! Um 6 Uhr abends fegte der letzte Wagen an mir vorüber. Die beiden Chinesen wollten mich unbedingt zurückhalten, aber ich spürte den unwiderstehlichen Drang in mir, sofort diesen Tempel zu verlassen. Da lachten sie mich aus und erklärten mich offen für verrückt.

Ich ließ mich nicht irre machen, bestellte in der nächsten Ortschaft einen Sonderautobus und wartete, bis er nach einiger Zeit ankam. Kaum waren wir unten im Tal angelangt, als sich mein seltsames Gefühl nur allzu furchtbar bestätigte. Auf den Straßen fliehende Menschen, die rasch ihre Habseligkeiten zusammengepackt hatten, und überall der Schreckensruf: „Das Hochwasser kommt!" —

Der nasse Tod

Als wir ein Stück weitergefahren waren, da sahen wir schon zu beiden Seiten der Straße überschwemmte Felder; von oben, von unserem Tempel aus, hatten wir nichts davon sehen können. Wir mußten einen zum reißenden Fluß angeschwollenen Bach überqueren, über den eine primitive Brücke führte. Der Chauffeur, ein tollkühner Chinese, wollte unbedingt hinüber. „Die Pfeiler sind ja schon unterhöhlt!" rief ich ihm zu. Er meinte, wir müßten auf jeden Fall hinüber, denn ein Umweg über die überschwemmten Felder sei unmöglich, und schon begann er ein ähnliches Manöver auszuführen, wie es der russische Fahrer in der Mongolei getan hatte, und wie wir es als Kinder bei Jules Verne gelesen haben: er nahm einen Anlauf, sauste geradenwegs über die Brücke — unter unseren Füßen, unter den schweren Rädern des Autobus, krachte und zischte und brodelte es — mein chinesischer Diener hing wie ein Irrer am Fensterkreuz und schrie — aber schon waren wir hinüber und blickten uns um; nichts mehr war von der Brücke zu sehen, sie war eingestürzt unter unserem Autobus, Sekundenbruchteile, nachdem die Räder hinübergesaust waren...—

In Taiyüanfu waren bereits die Stadttore geschlossen, als wir ankamen, und man ließ uns erst hinein, als wir dem Torwächter zuschrien, hinter uns komme schon das Hochwasser. Dann rollte der Autobus durch die winkligen Straßen der Chinesenstadt, während das Tor wieder mit schweren Sandsäcken gegen den nassen Tod verbarrikadiert wurde. In dieser Nacht schlief ich einen bleiernen Schlaf.

Am Morgen weckte mich der Pförtner mit dem Schreckensbericht: „Das Wasser steht schon bis zu den Zinnen der Stadtmauer!" Wir stiegen auf die dreizehn Meter hohe Mauer hinauf und sahen ein fürchterliches Bild: die ganze Vorstadt war überschwemmt. Tausende von Menschen waren ertrunken. Auf den Hügeln, gegenüber der Stadt, suchten sich die Ueberlebenden wie vor der Sintflut zu retten — aber auch hier stieg das Wasser immer höher und höher.

Der Gouverneur hatte seine zwei deutschen Pumpen in Betrieb setzen lassen, und das Wasser wurde langsam aus der Vorstadt abgesaugt — aber dieses Manöver wurde so ungeschickt ausgeführt, daß das Wasser unter der Stadtmauer hindurch wieder hinaussickerte. Erst nach mehreren Tagen konnte man wieder die Tore öffnen. Es war ein Bild des Grauens, das sich uns bot, die Geretteten saßen auf einem Haufen beisammen in einem fürchterlichen Zustand. Da war eine Frau, die ihre beiden ertrunkenen Kinder starr in den Armen hielt; eine andere, deren Mann umgekommen war, trieb einen Esel mit sechs Ferkelchen, ihre einzige Habe, durch die verwüsteten Häuserreihen; unter Strohmatten lagen die Toten, und davor brannten kleine Weihrauchstäbchen. Die Besitzer der Läden, vor denen die Toten lagen, hatten ihnen Brote als Wegzehrung für den Gang ins Jenseits hingelegt — denn nach chinesischer Sitte muß derjenige, vor dessen Tür ein Mensch stirbt, für ihn sorgen, auch für seine Beerdigung. Deshalb ist es eine schreckliche Drohung chinesischer Bettler, wenn sie Gaben verlangen: „Wenn du mir nichts gibst, sterbe ich vor deiner Tür." Ich schritt erschüttert durch dieses Elend. Viele Ueberlebende bettelten mich um Arznei an. Eine Frau, die ein Kind an ihrer Brust nährte und das andere an der Hand hielt, klagte schrecklich über Stiche in der Brust; zweifellos hatte sie eine Lungenentzündung. Ich gab ihr meine letzten Aspirintabletten und warnte sie davor, ihr Kind in diesem Zustand weiter zu nähren. Sie sah mich erstaunt an. Das Unglück dieser Menschen ist hoffnungslos. Aus der Stadt schickte man ein paar Wagen mit Lebensmittel — eine außerordentliche Seltenheit, denn im allgemeinen kümmert man sich wenig um das Schicksal derer, die in den trübseligen Vorstädten wohnen. Die Wohlhabenden innerhalb der Stadtmauer sorgen dafür, daß die Soldaten keinen dieser Unglücklichen hereinlassen, und tun nichts, um deren Schicksal zu lindern. Nur die amerikanischen Missionare nehmen sich der Armen an. Die ganzen Straßen entlang standen die Menschen und warteten auf die Lebensmittelwagen. Ich werde dieses Bild nie vergessen.

(Schluß folgt in der nächsten Sonntagsausgabe.)

Gasthaus und Tempel zugleich,
in dem Brunhild Lessing wohnte

DER VERRÄTER

Von Kuni Tremel-Eggert

Das Rathaus in meinem Heimatstädtchen ist aus dem 16. Jahrhundert und mit eines der allerschönsten, die ich kenne. Mit reichen Schnitzereien ist es verziert, und samtbraune, kunstvoll verschlungene Balken bilden sein Fachwerk, das sich in einem flotten kleinen Türmchen zusammenrankt, in dem von jeher — das Feuerglöcklein hängt.

Hoch — absonderlich hoch, ist der Unterstock. Dieser große Unterstock hat aber trotzdem links vom großen Eingangstor nur ein kleines Zimmer, alles übrige ist ein sich über dicke, fransige Holzsäulen wölbender großer, dunkler Hausplatz, in dessen Hintergrund, von einem kleinen Fensterchen nur notdürftig erhellt, die sehr breite, ausgetretene Treppe ins Oberstock führt. In den beiden Oberstocken ist je eine Amtswohnung — die Kanzlei und der Sitzungssaal.

In einer dieser Amtswohnungen aber war ich einmal recht daheim, denn da wohnte eine gute Freundin aus den allerersten Jahren meines Erwachens. Herrlich war's, hier oben an einem der großen Fenster zu stehen und hinunterzusehen ins Maintal, hin über die bewaldeten Höhen der letzten Ausläufer des Fränkischen Jura.

Saftig und dunkelgrün lagen die Wiesen im Tal, die der blinkende Main wie ein langes, blitzendes Messer durchschnitt.

Klein sah das Züglein aus, das den Schienenstrang entlangstampfte, und sein geller Pfiff klang — gemessen an der Ruhe, Fülle und Schönheit der Landschaft hier oben — wie rechte Wichtigtuerei.

*

Es waren die Wochen vor Weihnachten, als meine Freundin zu mir kam mit einem geheimnisvollen Plan. Ich sei so groß und lang — ich müsse bei ihren kleineren Geschwistern den Nikolaus machen. Zuerst sträubte ich mich mit Händen und Füßen gegen diesen Antrag, aber — sie blieb endlich doch Siegerin und schließlich — nachdem ich mich mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte — war er mir nicht mehr unangenehm. Mit Eifer trugen wir alles Nötige zusammen. Der pelzgefütterte Mantel des Herrn Rat wurde umgewendet, unter seine hohe Pelzmütze meine Zöpfe gestopft — ein langer, wallender Flachsbart mit je einer Gummischnurschlinge an den Ohren festgelegt, in meines Bruders Militärreitstiefel gestiegen, und da stand ein Nikolaus — wuchtig wie nur einer.

Die natürliche Altstimme ließ sich leicht in tiefere Lagen drücken, und wir lachten uns über die wohlgelungene Probe: „Seid ihr alle brav?" halbtot. Groß war unsere Vorfreude — und dann war der Nikolaustag da, eh wir's uns versahen. Ein Körbchen voll Marzipan, Nüsse und Aepfel brachte uns die Freundin noch — auch ein tüchtiges Bündel Birkenreiser — ehe sie wieder heimzu rannte, denn, wenn der Nikolaus kam, mußten alle vollzählig da sein — damit ja kein Verdacht aufstieg. —

Und endlich sank die Dämmerung über die leichtverschneiten Dächer — sank die Nacht über die kleine Stadt und war die Zeit da, wo ich in meine heilige Vermummung schlüpfen mußte. Ich tat's nicht ohne Herzklopfen — bereute übrigens während des Anziehens bereits die ganze Geschichte — obwohl ich nicht so recht wußte warum — und stieg endlich in die Reitstiefel, die mir trotz der drei Paar Männerwollsocken, die ich übereinander anhatte, noch immer viel zu groß und zu weit waren. Wie Spazierstöcke staken meine überschlanken Mädchenbeine in den mächtigen steifen Lederrohren, deren blechharter Rand sich schmerzhaft in meine Kniekehlen drückte. Auch kniffen mich die enger gemachten Gummischnüre in die Ohren und einzelne Flachshaare des Bartes kitzelten mich so in die Nase, daß ich meinte, das unmöglich länger aushalten zu können.

In dem Pelzmantel stak ich, als hätte ich einen Ofen angezogen. ein Gewicht drückte mir die Schultern beinahe ab.

Schon nach fünf Minuten schwitzte ich, daß ich dampfte und mit Wonne sog ich, wie ich endlich auf die Straße trat, die kühle Nachtluft ein. Aber da hatte ich schon wieder eine neue Not. Meine schweren Zöpfe kamen unter der Pelzkappe ins Rutschen und eh ich michs versah, hing mir einer über die Achsel.

Bereits fluchend (was bei einem Heiligen doch wirklich nicht angebracht ist) stopfte ich den Zopf wieder an seinen Platz. Dabei kam mir aber der Sack ins Rutschen und platschte gerade in eine Drecklache, in der die großen niedertaumelnden Schneeflocken ertranken und zersuppten. Schnell riß ich ihn hoch — viel zu hoch, denn meine Reitstiefel kamen dabei ins Schwanken und beinahe wäre ich hingestürzt. Aber dann fand ich doch wieder die Balance und dahin gings.

Wuchtig stampfte ich nun mit meinem Stecken das bucklige Marktplatzpflaster und ging dem Rathause zu. Aber ich war noch nicht ganz davor, da quoll es wieder so eigen in mir auf — und plötzlich — wie ich vor der schweren Türe stand und die Falle niederklinkte — überfiel es mich wie eine Horde böser Geister.

Ich glaube, daß ich käseweiß wurde in der Minute, jedenfalls fror ich durch und durch und übel war mir auch. „Umkehren" das war mein einziger Gedanke — denn — da — vor mir — gähnte kohlschwarz das Riesenloch des Hausplatzes — in dessen hinterstem Hintergrund erst die Stiege war. Unter dieser aber stand das Gestell der Totenbahre. Und jetzt fiel mir ein — rechts war noch ein kleines Kammerloch, da drinnen bahrten sie jene auf, die fremd waren und unbekannt und ums Leben kamen — entweder durch Mord — Erhängen — Erschießen oder Ertrinken im Main. Wie ein Panther sprang mich das Grauen an und niemals mehr in meinem Leben — nicht vorher und nicht nachdem — hab ich mich so gefürchtet wie in diesem Augenblick. Ich wußte plötzlich, daß diese Angst all die Tage wie ein böser hingeduckter Köter auf mich „gelurt" hatte, und ich konnte wiederum nur eines denken — alles wegwerfen — umkehren — laufen was rausgeht. Nichts half Vaters schöner klarer Satz, der schon so oft die törichte Angst in die Ecken gedrückt hatte: „Es gibt nichts, vor dem sich ein guter Mensch fürchten müßte!" — Der gähnende Hausplatz blieb davor — dunkel, stockfinster, undurchdringlich und kohlrabenschwarz.

Unschlüssig stand ich unter der zugigen Türe. Da klirrt oben ein Fenster und ich höre zwitschernde Kinderstimmen: Kommt er? Kommst du schon heiliger Nikolaus? ? ? — Großer Gott — ein schöner heiliger Nikolaus, der vor Angst päppert. Den ganzen kläglichen Rest meiner Schneid raffte ich zusammen und stolperte schrittweise vorwärts. Endlich ertastete ich das Stieggeländer. Aber da war neue Not am Mann — denn nun hieß es die Beine heben in den steifen mächtigen viel zu hohen Rohren. Ich hab damals die drei Stiegen hinauf einen Großteil meiner Sünden abgebüßt und so, wie ich dann (der Kitzelbart verhinderte mich ja auch am Sehen) — den Lichtstrahl begrüßte, der endlich oben aus der aufgerissenen Türe schoß, hat mich noch nichts in meinem Leben erleichtert aufatmen lassen. Ich torkelte förmlich in seinen Pfeil. Da huscht die Freundin hinter der Tür vor. Ein Blick — große Prüfung: „Wuchtig siehst du aus!" zischelt sie, lacht und huscht davon — die Türe hinter sich weit offen lassend. Ich taste nochmals prüfend nach den Zöpfen, drücke die Mütze ins — den Bart ans Gesicht — schultere den Sack neu — und dann poltere ich los.

Es ging alles wie am Schnürchen. Die Kleinen zitterten und beteten und bebten vor Furcht wie Espenlaub, denn der heilige Nikolaus wußte zu ihrem maßlosen Erstaunen alle ihre Fehler und Sünden. Sie versprachen ihm aber deshalb auch das Blaue vom Himmel herunter — und er wieder langte dafür bei jedem einzelnen tief, tief in seinen großen Sack. Herrliche Sachen barg der und jedes bekam sein Teil. Am Ende auch Elsbeth, die achtjährige. Sie mußte dem heiligen Nikolaus auch, wie alle andern, die Hand geben — aber plötzlich hielt sie diese seine Hand fest — riß die blauen Augen kugelrund auf und schreits stöhnend, entsetzt: „Guckt her, der heilig Nikolaus hat der Tremelskuni ihr'n Fingerring an!"

Was nützte es, daß der heilige Nikolaus sofort wie ein Bär lospolterte, die Zöpfchen der kleinen Naseweise richtig schmerzhaft beutelte? Wie er nachher über den Marktplatz schlorchte, wurde oben ein Fenster weit aufgerissen und ein ganzer Kindersprechchor schrie: „Tremelskuni! Tremelskuni! Tremelskuni!"

So ging, wie viele Geschichten, diese Geschichte ganz anders aus als erwünscht und geplant — ein schmaler goldner Reif mit rotem Stein war ihr zum Verräter geworden. Mir aber war alles gleich. Erlöst riß ich daheim Bart und Pelzmütze herunter, stieg aus den Reitstiefeln, sie weit von mir schleudernd und schwor mir: „Nie — nie mehr mache ich einen Nikolaus!"

Das Versprechen hielt ich! Aber eine Erkenntnis wurde mir auch, und die hieß: Bevor du etwas versprichst — annimmst — planst — kaufst — besehe die Sache erst einmal bei Nacht! Und dieses Wissen — das muß gesagt sein — hat mich ja vor mancher Dummheit bewahrt.

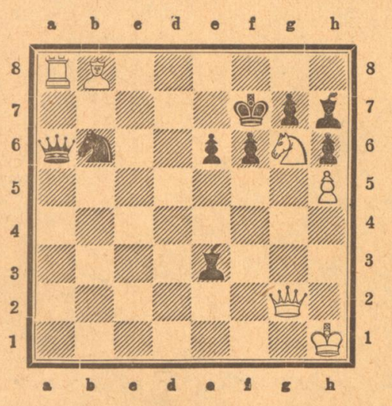
Badisches Schach

Folge 52 — 30. Dezember 1934

Eine glückliche Partie

Humoreske von K. Boßhard-Nürnberg

Mein Freund am Schachbrett!!!! Es bedarf dieser außergewöhnlichen Interpunktion, um den Anblick richtig wiederzugeben, der sich mir darbot, als ich zu meinem Freund ins Zimmer trat. Wie er so dasaß, die Augen starr auf das Schachbrett gerichtet, um den Mund einen schauderhaft schachlichen Zug, die Hände wild in das Haar eingewühlt, die Beine unter dem Tisch lang ausgestreckt und den Rücken gekrümmt wie ein pfauchender Kater: der ganze Kerl, der als Karikatur eines Jüngers der Göttin Caissa nicht besser gedacht werden konnte, schien mir so unendlich lächerlich, daß ich mich nicht enthalten konnte, in ein fast übermenschliches Lachen auszubrechen. Das endlich brachte meinen Freund zu sich. Im Nu war er bei mir, umarmte mich und zerrte mich ans Schachbrett, wo ich nachstehende Position vorfand:



Zuerst wußte ich nicht, was er wollte, als ich aber neben dem Brett noch ein hübsch eingerahmtes Diagramm mit der gleichen Stellung entdeckte und folgende Widmung las: „Zum ewigen Andenken an die beste Partie meines Lebens, gewidmet meiner lieben Frau", da war mir alles klar. Ich hatte nämlich gehört, daß mein Freund durch eine glücklich geführte Schachpartie seine reizende Frau errungen habe, wie das aber zugegangen, das zu erfahren war schon lange mein Wunsch gewesen.

Nachdem wir uns gesetzt, begann er: „Wie du weißt, bin ich seit einem Jahre glücklich verheiratet; ich wäre das nicht, wenn mir nicht Göttin Caissa dazu behilflich gewesen wäre. Bei einem kleinen Familienabend lernte ich meine Frau kennen; sie sehen und mich in sie verlieben, war das Werk eines einzigen Schachs. In der Gesellschaft wurde eifrig Schach gespielt. Mir kam das sehr zu statten, da ich, wie du weißt, ein nicht zu verachtender Gegner auf den 64 Feldern bin. Ich hatte mir nun vielleicht etwas zu viel auf meine Spielstärke eingebildet, kurzum, einige junge Damen beschlossen, mich bei der Gelegenheit gründlich zu blamieren.

Eines Abends waren wir wieder sehr vergnügt beisammen. Ich hatte mich eben entschlossen, heute oder nie meiner Angebeteten einen Antrag zu machen, als sich eine Dame erhebt und mich vor versammelter Gesellschaft zu einer Schachpartie auffordert unter folgender Bedingung: Weiß (das ich zu führen habe) darf seinen Damenspringer während der ganzen Partie nicht verlieren. Zugleich behauptete sie, daß das eine Bedingung sei, die ich nicht erfüllen könne. Die Behauptung wurde von der ganzen Gesellschaft als richtig anerkannt, und man war gespannt, was ich nun tun würde. Ohne mich zu besinnen, nahm ich die Forderung an, und das Spiel begann.

Meine Gegnerin spielte ausgezeichnet, die Partie wurde bald immer ungünstiger für mich. Meine Aufregung war nicht zu beschreiben, als mein Springer immer mehr in Gefahr kam, geschlagen zu werden. Ich stellte Fallen, es half nichts, sie sah alles. Mit unheimlicher Sicherheit ging sie immer wieder auf den Springer los. Ich schwitzte, daß mir das Wasser nur so herunterlief. Wir hatten nun die hier aufgebaute Stellung erreicht und schon wollte ich mich für besiegt erklären, als ich zu meiner großen Freude eine Lösung fand, die ich nicht mehr zu erhoffen wagte. Ich zog:

1. Sg6—h8+. Meine Gegnerin glaubte, daß ihr der Springer jetzt nicht mehr entgehen könne, zog

1. . . . . Kf7—g8 und

ich hatte gewonnen durch:

2. Lb8—h2+!! Sb6×Ta8
3. Dg2×a8+!! Da6×Da8+

Ich zwang meine Gegnerin, mich matt zu setzen, und beendete so die Partie, ohne den Springer verloren zu haben. Ich wurde nun von der ganzen Gesellschaft zu meinem Siege beglückwünscht, und noch am selben Abend verlobte ich mich mit der Dame meines Herzens.

Lösungen

Nr. 36 A. Chicco 2er: Kh8, Db1, Td4, e5; Lf6, Sd1, e4; Bg2, h3; Kf4, Ta4, Sd2, d6; Ba5, f7 1. Te5—g5!

Nr. 37 O. Stocceki 2er: Kd2, Dg4, Tb8, d8; Lc7, f1; Se7, e8; Bf3; Kc5, Th4, Lg2, Sf4, Ba5, c6, e6 1. Se8—d6!

Nr. 38 H. Hellwig 2er: Kg3, Lf1, Sd5, d7; Bc5, e3, g4; Ke4, Lh7, Sc2, Bd4, d6, e6 1. Da8—h8! Ein reizendes Zugzwangproblem, auf jeden Gegenzug ein anderes Matt!

Nr. 39 S. Tafferner 2er: Kd1, Dh3, Tc7, f5; Lc1, c8; Sc2, c8; Bd6, e2, f4; Ke4, Te3, f6; Le6, g5; Sb6 1. Tf5—d5!

Nr. 40 H. Neuhaus 2er: Kg7, Dg5, Tc3, h4; La1, b3; Sb7, f7; Bb6, b2, d3, f3, f5; Kd4, Ta7, Lf4, h1; Sg4, g6; Bf6 1. Sf7—e5!

Nr. 41 F. Schmidt 3er: Kg8, Te4, e6; Lf4, h5; Bc4, f2, g5, g7; Kf5, Sc6, Bb3, b4, d6, e7, f3 1. Lf4—c1! Se5 2. Lb2! Zugzwang 1. . . . d2 2. Lg6+ Kg5: 3. Lb2: Matt. Leider nebenlösig durch 1. Lf4—d2 Se5 2. Te1! (O. Ruthardt). Hier kommt die schöne Doppelsetzung (Ke6: und Ke4: nach 1. Lc1 Se5 2. Lb2) nicht zur Geltung.

Nr. 42 S. Mühltaller 5er: Kh1, Tf1, Le8, g3; Sd3, f5; Be5, b2, d7, e6; Kd8, Ta4, Lg8, h8; Bb5, c6, c7, b5 e7, h2 1. Lg3—h4! Th4: 2. Ta1! La1: 3. Sd4! Td4: 4. Se5; 3. . . . Ld4: 4. Sb4. Eine gefällige Darstellung der Idee Nowotny's. Zuerst Lenkung von Turm und Läufer über das kritische Feld d4 hinweg und dann (3. Sd4) Besetzung des kritischen Feldes. Die Lösungen der beiden Vierzüger von N. v. Terestschenko Nr. 43 und Nr. 44 bringen wir in 14 Tagen; wir machen nur darauf aufmerksam, daß in Nr. 43 1. Lg4 an Sb6: scheitert.

Richtige Lösungen sandten ein: O. Ruthardt 36, 37, 38, 39, 40, 41; F. Rützler 36, 37, 38, 40; K. Koppe 36, 37; A. Flad 38, 39, 40; Dr. Erkenbrecht 38, 39, 40; F. Zimmermann-Bad Griesbach 36, 37; Dr. Kern 36; E. Mosetter 37, 38, 40.

Wie Braut- und Liebesleute am Silvesterabend in die Zukunft blicken

Von Erwin Bauer

Der Lichtglanz des Weihnachtsfestes ist hinter uns versunken. Die Weihnachtsglocken sind verhallt. Nun tönen Silvesterglocken durch die Nacht, die nicht immer still und — heilig ist. Im trauten Familienkreise wird da allerhand Silvester-Allotria getrieben. Auf den Straßen sieht es wie nach dem Karneval aus, junge Burschen knallen schreckliche Pistolen in die Luft, an den offenen Fenstern liegen Menschenpaare und rufen: „Prosit Neujahr! Prosit Neujahr!" Das alte Jahr wird gnädig verabschiedet und das neue begrüßt. Vielleicht denkt sich mancher, der da mittut und mitruft im Chor der Punschtrinker, Bleigießer und „Prosit-Neujahr"-Rufer: „Habe ich eigentlich Grund dazu?

Es gibt aber deren noch viele, die einen ganz besonderen Grund haben, da mitzutun, den Löffel mit dem Blei in die Hand zu nehmen und aus dem flüssigen, im Wasser zischenden, erstarrenden Häufchen Metall Zukunftsfragen herauszulesen.

Die Braut- und Liebesleute sind es vor allem, die sich in der Neujahrsnacht dem Aberglauben verschreiben und alte Sitten und Gebräuche ausüben, in denen die geheimnisvolle Symbolik uralter Volksgüter und jahrtausendeferner Kulturen liegt.

Es gibt da ganz verschiedene Bräuche, und verschieden werden sie in den Ländern ausgeübt. Wenn man wissen will, ob ein Liebespärchen noch im neuen Jahr heiraten wird, träufelt man nach altem Brauch in eine Schale mit Wasser zwei Tropfen Talg oder Wachs, von denen der eine den Bräutigam, der andere die Braut darstellt. Kommen sie schwimmend zusammen, so gibt es Hochzeit. Heirat steht auch in Aussicht, wenn man in der Mitternachtsstunde eine handvoll Stroh aus dem Dach zieht. Dieser Brauch wird in manchen nordischen Dörfern gepflegt. Aber er ist nach alten Geschichten und raunenden Ueberlieferungen ein gefährlicher Brauch. Denn hier heißt es: Heirat oder Tod. Ist die Zahl der ergriffenen Strohhalme eine gerade, dann gibt es Hochzeit, ist sie aber eine ungerade, dann kommt noch im neuen Jahr der Tod. Dann gibt es noch einen anderen ungefährlichen, und nach „glaubwürdigen Zeugnissen" auch erfolgreichen Brauch zur Bestimmung des Bräutigams oder der Braut. Weiß man drei Mädchen oder Burschen — je nach Geschlecht der Wissensdurstigen — die eventuell als Ehepartner in Frage kommen könnten, so soll man ihre Namen auf drei Zettel schreiben und diese dann unter das Kopfkissen legen. In der Neujahrsnacht zieht man dann einen Zettel hervor und erfährt von ihm den Namen des Bräutigams oder der Braut.

Will man den Gegenstand seiner zärtlichen Gefühle gar im Traum erscheinen sehen, dann ist zu raten, beim Schlafengehen Hafer und Leinsamen unter das Kopfkissen zu streuen und die Zauberverse zu murmeln: „Ich säe Hafer und Lein, wer mein Geliebter soll sein. Komme im Traum und erscheint!" Eine beliebte Silvesterbeschäftigung für junge Leute ist das Schwimmenlassen von Nußschalen. Man setzt ein aus einer Nußschale bestehendes Schiffchen, in welchem ein brennendes Lichtlein befestigt ist, in eine mit Wasser gefüllte Schüssel. Vereinigen sich auf ihrer kleinen Fahrt in diesem Miniaturozean zwei Schiffe, so hat das Schicksal damit andeuten wollen, daß aus denjenigen Personen, deren Fahrzeuge sich dort vereinigten, im nächsten Jahr ein glückliches Brautpaar wird.

Ein lustiger Brauch hat sich im Samlande erhalten. Dort geht in der Neujahrsnacht das Mädchen in den Schafstall und wählt im Finstern ein Tier aus. Ist das ergriffene Tier ein Mutterschaf, so kommt in diesem Jahr der Freiersmann noch nicht zu dem Mädchen. Aus der ersehnten Heirat wird nichts. Hat das Mädchen jedoch einen Hammel oder gar einen Bock ergriffen, dann kommt das Glück, der Freier, die Hochzeit.

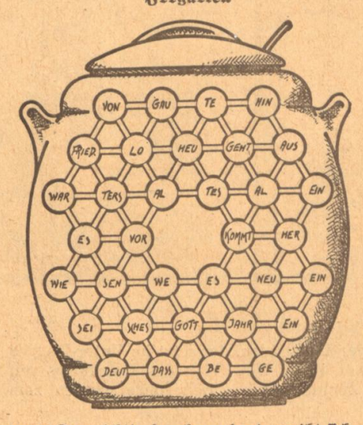
So wissen es jedenfalls die Mädchen im Samland; die müssen es ja wissen! Wir haben ja keinen Schafstall zur Verfügung, und wir suchen lieber nicht im Dunkeln. Wir haben noch einmal den Christbaum angezündet, sitzen in seinem Schein bei einer kräftigen Bowle und sehen uns in die Augen. Da wissen wir auch so manches. Und wenn wir dann noch Blei gießen, und seltsame, bizarre Gebilde aus dem Wasser gehoben werden von einer zitternden Mädchenhand, da wissen wir auch manchmal, daß diese liebe, zarte, zitternde Hand noch im neuen Jahre ein kleiner, goldener Ring schmücken wird. . .

Rätselecken

Zum neuen Jahr!

Die obigen Wörter sind durch Versetzen bzw. Anfügen von Buchstaben derart zu ergänzen, daß neue Hauptwörter von folgender Bedeutung entstehen: Geistlicher, Sportler, kirchliches Fest, schmackhafter kleiner Fisch, nordamerikanischer Staat, Eßgerät, nordisches Land, geographische Bezeichnung, Land feuriger Weine, gelehrter Beruf, Stadt in Schottland, Musikinstrument, Stadt in Holland. Die Anfangsbuchstaben ergeben einen zeitgemäßen Glückwunsch.

Irrgarten



In einem Zug richtig durchwandert, ergibt sich ein Neujahrsvers und sein Verfasser.

Neujahrs-Silbenrätsel

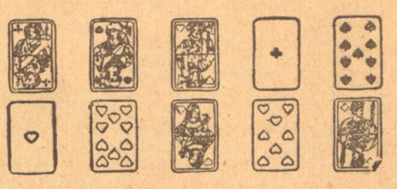
Aus folgenden 56 Silben:

a — au — bahn — brem — burg — chen — duld — e — e — e — ei — ei — ei — er — fi — ge — gel — gen — go — he — is — ju — ku — le — leigh — len — li — lin — ma — meck — mi — mos — mus — ne — ne — nie — nie — not — of — pe — ra — re — rie — sa — se — sen — sinn — ter — ti — un — un — ur — ve — wel — zep — zier

sind 19 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bilden: 1 berühmter deutscher Erfinder, 2 Gefäß, 3 deutsches Land, 4 Sicherheitsvorrichtung in Eisenbahnzügen, 5 Eigenliebe, 6 nervöse Stimmung, 7 schmackhaftes Pfannengericht, 8 ebene Fläche, 9 Edelstein, 10 berühmter italienischer Geigenbauer, 11 weiblicher Vorname, 12 englischer Seefahrer zur Zeit der Königin Elisabeth, 13 Charaktereigenschaft, 14 militärischer Grad, 15 innerer Körperteil, 16 griechischer Wein, 17 weiblicher Vorname, 18 Türverschluß, 19 Verkehrsmittel. Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang unseren Neujahrswunsch.

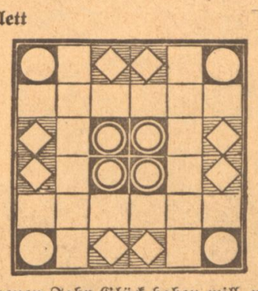
Silvester-Skat

Natürlich gehört zu einer richtigen Silvesterfeier auch ein solenner Silvesterskat. Wenn das neue Jahr mit reichlichen Gläsern dampfenden Punsches würdig begrüßt worden ist, setzt man sich in gehobener Stimmung um den Tisch, wo schon die Karten verlockend winken. Der dicke Onkel Maxe sitzt in Mittelhand. Er kann sein Temperament nicht zügeln. Er wuchtet sich empor und beginnt mit der Miene des geborenen Volksredners: „Hochansehnliche Versammlung! Liebwerte Skatgenossen! Das sogenannte neue Jahr will ich mit einem schönen Grand eröffnen, zum Zeichen, daß mein Skatglück weiter blüht und gedeiht!" Er nimmt seine Karten auf, trinkt freudig sein Punschglas leer. „Kinder, was hab' ich gesagt. Natürlich hab' ich 'n Grand!" Maxe machte in Mittelhand auf folgende Karte Großspiel, verlor jedoch, obwohl a 10, K im Skat lagen. Wie wars?



a b c B, b 9, c A, 10, D, 8; d K.

Glücks-Amulett



Wer im neuen Jahr Glück haben will, muß dies Amulett mit den magisch bedingten Zahlen ausfüllen und stets bei sich tragen. Wer daran glaubt, dem wirds Glück bringen, den der Glaube macht selig. Wer nicht daran glaubt, wird doch sicher Gefallen daran finden, seinen Scharfsinn an einem interessanten Problem zu erproben. Es sollen in die 36 Felder die Zahlen von 1—36 derart eingetragen werden, daß die Summe jeder waagerechten, senkrechten, und jeder Querreihe von Ecke zu Ecke 111 beträgt. Die Summe jeder Gruppe von 4 gleich gekennzeichneten Feldern, die sich gegenüberliegen, soll 74 betragen.

Auflösungen

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1 Kaspar, 5 Eis, 8 Aal, 9 Ahne, 10 Elfriede, 13 Loti, 14 le, 15 auf, 17 Sem, 19 Arie, 21 erden, 22 Biene. — Senkrecht: 1 Kiel, 2 Saft, 3 Paria, 4 Alt, 5 Ehe, 6 in, 7 See, 11 Lore, 12 elf, 16 Udine, 17 Sieb, 18 Made, 20 Ren. — In den Kreisen: Friede auf Erden!

Silbenrätsel. 1 Armband, 2 London, 3 Lakai, 4 Elektrotechnik, 5 Jaspis, 6 Aufbau, 7 Hundert, 8 Ramses, 9 Einsiedelei, 10 Weiher, 11 Inselreich, 12 Einmaleins, 13 Dora, 14 England, 15 Renommist, 16 Kinderheim, 17 Oheim.

Kapselrätsel. Wenn Liebe wählt die Gabe, ist auch die kleinste heilverklärt.

Füllrätsel

A l l e e
A M e r i K a
P e r l e
M e i l e
A m s e l
K a n d a r e
R e b u s

Unser Anschwärzspiel: Zwei Stühle bringt der schlaue Boy!

Erkennungszeichen beim Stelldichein

Der schüchterne junge Mann setzte sich. Vor ihm auf dem Tisch lagen wohlsortiert und wohlvorbereitet Briefbogen, Umschlag, Löschpapier, Unterlage und Federhalter. Der schüchterne junge Mann griff nach der Feder, strich sich über das Haar, sah nach der Uhr und begann zu schreiben:

„Sehr verehrtes gnädiges Fräulein! Endlich ist es mir gelungen, Ihren Namen und Ihre Adresse in Erfahrung zu bringen. Seit Monaten, als ich Sie zum ersten Mal in der Straßenbahn sah, denke ich nur an Sie und die Möglichkeit, Sie wiederzusehen. Ja, Fräulein Adele, ich liebe Sie mit der ganzen Inbrunst meines Herzens und mit der ganzen Kraft meiner Seele, mit der ganzen Leidenschaft meines Blutes. Vielleicht lieben auch Sie mich und Sie sollen es nicht zu bereuen haben. Geben Sie mir die Möglichkeit eines Zusammenkommens, bieten Sie Ihrem Glück die Hand. Ich werde nächsten Montag pünktlich sieben Uhr im Stadtpark auf Sie warten und ich bitte Sie, mir umgehend postlagernd unter „Märchen vom Glück" Bescheid zukommen zu lassen, ob ich auf Ihr freundliches Kommen rechnen kann. Damit Sie mich nicht verfehlen, teile ich Ihnen kurz folgende Erkennungszeichen mit: Ich werde auf dem rechten Ende der zweiten Bank bei der Fontäne sitzen, ich werde ein Lied vor mich hinsummen und meine Handschuhe anziehen. Ich bin schlank, blond, schmächtig und verhältnismäßig klein. Ich trage einen braunen Anzug, eine blaue Krawatte, ein seidenes Hemd, hochgeschlossen. Auf dem Kopf habe ich einen braunen Borsalino. In der rechten Hand trage ich gelbe, schweinslederne Handschuhe, und eine rote Rose, die glücklich sein wird, ihrer Bestimmung, Ihnen sehr verehrtes gnädiges Fräulein, zugeführt zu werden.

Bis dahin immer

Der Anbeter von Adele.

Der schüchterne junge Mann trug den Brief zur Post. Vier Tage wartete er sehnsüchtig auf Antwort.

Endlich lag ein Brief für ihn.

„Sie kommt — ich bin ja so glücklich", preßte er den Brief an seine Lippen. Dann riß er den Umschlag auf.

Und las:

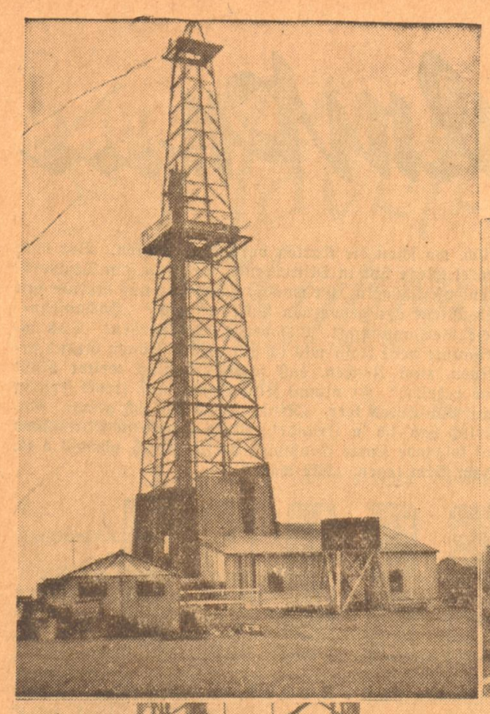
„Sehr geehrter Herr! Ich werde mich pünktlich zu Ihrem vorgeschlagenen Rendezvous einfinden. Damit Sie mich nicht verfehlen, teile ich Ihnen kurz folgende Erkennungszeichen mit. Ich werde auf der linken Seite der zweiten Bank sitzen bei der Fontäne, ich werde mit den Zähnen knirschen und meine Handschuhe anziehen. Ich bin muskulös, schwarz, kräftig und verhältnismäßig sehr groß. Ich trage keinen braunen Anzug, keine blaue Krawatte und kein seidenes Hemd, hochgeschlossen. Ich trage ein offenes Hemd, an den Armen hochgekrempelt. Auf dem Kopf habe ich auch keinen Borsalino, sondern eine kräftige Schramme vom letzten Möbeltransport. In der rechten Hand, ich trage echte deutsche Werkmannshaut, werde ich einen dicken Stock halten, der glücklich sein wird, seiner Bestimmung, nämlich Ihnen, sehr verehrter Herr, zugeführt zu werden. Ich werde mich sehr freuen, Sie endlich zu treffen und Ihnen die ganze Inbrunst des Herzens, die ganze Kraft der Seele und die ganze Leidenschaft des Blutes auszutreiben.

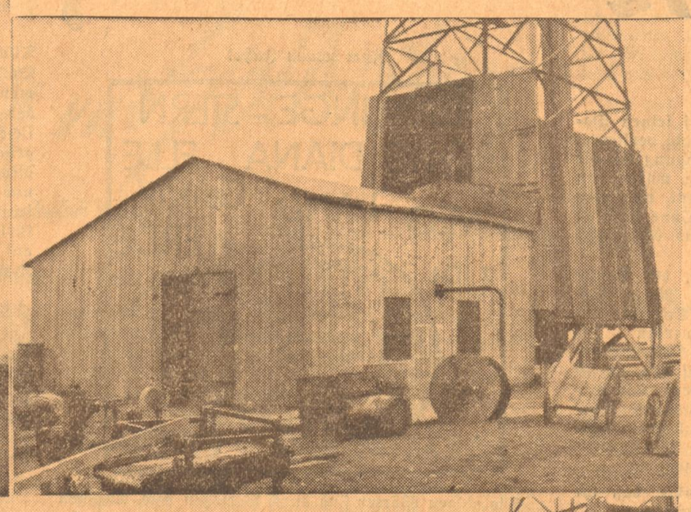
Bis dahin immer

Der Vater von Adele."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Erdöl-Suche im Rheintal





Auf den badischen Erdölfeldern bei Forst
Links oben: Der im Frühjahr 1934 neuerrichtete Stahlturm der Itag-Baden, der jetzt im Unter-Dogger ölfindig wurde. — Rechts: das große Maschinenhaus. — Unten links: Die Front des Bohrturms mit dem Bohrgestänge und dem Oeltank. — Rechts: daneben: Zentnerschwere Bohrrohre werden zum Turm befördert.

Die Geschichte der Erdöl-Suche im Grenzland Baden und der benachbarten Pfalz ist reich an Mißerfolgen und Fehlschlägen gewesen. Schon vor rund 15 Jahren — im März 1920 — erschien ein in der Bohrtechnik erfahrener Mann: Dr. Racky-Salzgitter mit geologischen Sachverständigen in Süddeutschland und ließ sich nordwestlich von Bruchsal eine staatliche Bohrkonzession erteilen. Eine eingehende Erforschung der geologischen Schichten-Struktur ließ die Vermutung zu, daß die bekannten elsässischen Erdöl-Lager bei Pechelbronn — die heute jährlich rund 80 000 Tonnen Erdöl erbringen, uns aber durch das Versailler Diktat verloren gingen — diesseits des Rheins in Baden wahrscheinlich eine Fortsetzung oder doch zumindest Ausläufer haben würden. So setzte Dr. Racky seine Bohrmaschinen zunächst beim „Fautenbruch" nördlich von Bruchsal an, ging dann weiter westlich nach dem Dorf Forst zu und — fand hier tatsächlich Erdöl! Trotzdem er im Lauf der Jahre rund 130 Flach- und 10 Tief-Bohrungen in die Erde trieb, waren und blieben es nur spärliche Mengen Oel, die da in einigen wenigen Bohrlöchern aus den tertiären Meletta-Schichten in einem etwa 330 Meter tiefen Oelsandstein-Horizont träge sickerten und in wöchentlichen Ansammlungspausen heraufgepumpt werden konnten.

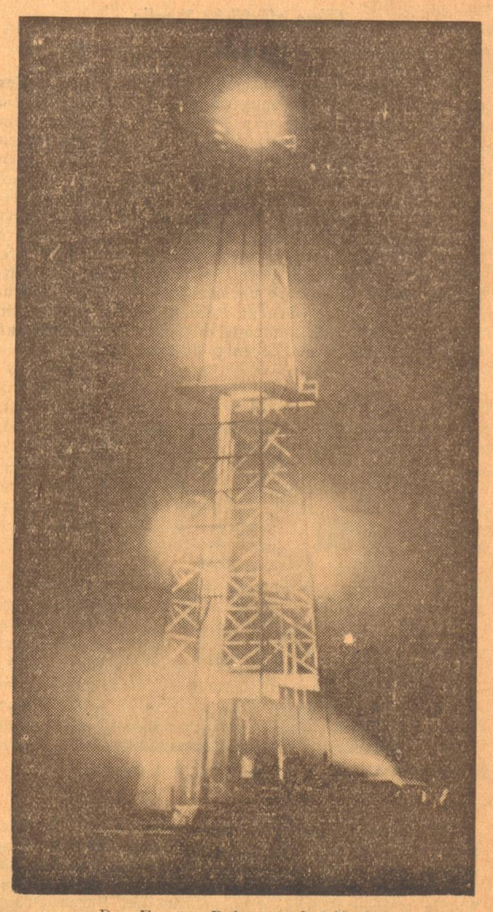
Noch größere Enttäuschungen brachten die weiteren Bohrversuche, die Dr. Racky in den Jahren 1927 und 1928 in der Pfalz bei Rechtenbach, unweit Bergzaberns anstellte, denn hier wurde gar kein Oel gefunden! Schon vorher waren übrigens in der Pfalz Bohrungen nach Erdöl mit völlig negativen Ergebnissen unternommen worden: in der Lauterburger Gegend bei Heßbach hatte die Firma Ringwald einen Turm errichtet, der eines Tages infolge einer Erdgas-Explosion in die Luft flog. Die IG.-Farbenindustrie setzte das Unternehmen damals fort, rückte dabei mit einer Bohrung bis an die Landesgrenze in die Gegend von Scheibenhard in der Pfalz weiter, fand aber ebenfalls keinerlei Oelvorkommen. Noch einmal tauchte dann im Jahre 1928 die Firma Ringwald bei Forchheim in Baden — also in nächster Nähe der badischen Landeshauptstadt — auf, errichtete einen Turm und trieb das Gestänge mit dem Bohrmeißel in drei — Tag und Nacht arbeitenden — Schichten bis in etwa 600 Meter Tiefe in die Erde, dann gingen ihr die Mittel aus und die Bohrung mußte ergebnislos abgebrochen werden. Auch in den badischen Orten Bietigheim und Ettlingen waren in den letzten Jahren wiederholt Gerüchte von Oelfunden aufgetaucht, aber die wissenschaftliche Untersuchung der angeblichen „Funde" durch Oberbergrat Dr. Ziervogel vom Badischen Innenministerium erbrachte den einwandfreien Beweis, daß das für Oel gehaltene Sumpfwasser der Bietigheimer Gewanne lediglich Eisenschicht-Ueberzüge waren, zu ähnlichen Feststellungen kam man auch bei den Oelfunden von Ettlingen.

Es ist ohne weiteres verständlich, daß all diese Erdöl-Mutungsgebiete rund um Karlsruhe erneut wieder in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses rückten, als im Frühjahr 1934 die deutsche Reichsregierung für die weitere Erschließung unserer heimischen Bodenschätze und namentlich für die Finanzierung streng reeller und wissenschaftlicher Aufschluß-Bohrungen nach deutschem Erdöl Millionendarlehen zur Verfügung stellte.

Da aber bis dahin — und auch heute noch — einzig und allein die Gemarkung Forst bei Bruchsal als tatsächlich erdölhöffiges Gebiet im ganzen rechtsrheinischen Rheintal festgestellt war, lag es nahe, die erste süddeutsche Reichsbohrung hier und an keinem anderen Ort anzusetzen.

Die im Frühjahr 1934 durch Fehlbohrungen und Mißerfolge in Konkurs geratene Dr. Racky-AG., die zweifellos für Baden auf diesem Forschungsgebiet Pionierarbeit geleistet hat, trat ihre ehemalige Bohrkonzession an die Internationale Tiefbohr-AG. (Itag)-Celle ab. Dieses bis heute erfolgreichste deutsche Bohrunternehmen, das von Konsul Rautenkranz-Celle als Familien-AG. geführt wird und u. a. im hannoverschen Erdölgebiet bei Nienhagen die bekannte Bohrung „Krug von Nidda" mit einer Rekordproduktion von 200 Tonnen pro Tag „fündig" gemacht hat, arbeitet auf Grund einer jahrelangen Bohrpraxis in der norddeutschen Heide, in Rumänien, Südslawien und Argentinien mit den modernsten technischen und wissenschaftlichen Hilfsmitteln.

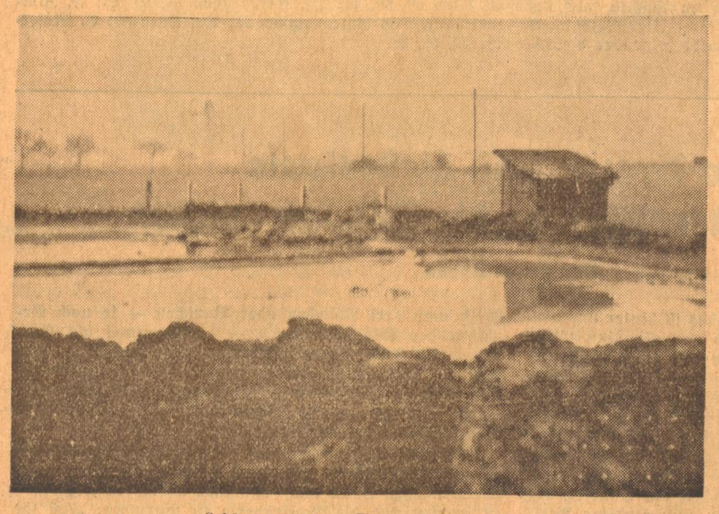
Auf 38 Quadrat-Kilometer Fläche ziehen sich jetzt die Bohrfelder hin, für die die Itag im Verein mit der neugegründeten „Gewerkschaft Forst" ihre Konzession zur Ergründung der badischen Erdölvorkommen bei Bruchsal erhielt. Im Juni 1934 wurde — nach umfangreichen vorherigen geologischen Aufschlußarbeiten und eingehenden Vorstudien an den früheren Bohrversuchen — auf einem riesigen Betonfundament ein moderner, 47 Meter hoher Stahlturm, die „Itag-Baden Nr. 1 — Reichsbohrung Nr. 53" errichtet. Anfang August stand auch das große Maschinenhaus mit einem 250-pferdigen Gasöl-Deutzmotor, der den Antrieb des zentnerschweren Bohrgestänges, der Drahtseilwinde und der Hochdruck-Preßluftpumpe zu besorgen hatte. Material-, Werkzeug- und Ersatzteil-Schuppen, eine Reparaturwerkstätte, Unterkunftshäuschen für Schichtführer und Arbeiter, Oeltanks, eine Bohrschlamm-Mulde und die elektrische Lichtanlage für den Nachtbetrieb vervollständigten diese Gesamtanlage. Und dann begann das stählerne Gestänge unter ohrenbetäubendem Lärm zu rotieren: Tag und Nacht trieben in drei Arbeitsschichten 2 Bohrmeister und 25 Arbeiter den Meißel durch das Gestein in das Erdinnere, spülten und zogen Bohrproben für die mikroskopischen Untersuchungen der Geologen, bis in rund 300 Meter Tiefe zunächst die Tertiärschicht erreicht war. Hier traf man dann erwartungsgemäß das im „Meletta-Horizont" schon von früher her bekannt gewesene Oelvorkommen, das, wie Pumpversuche ergaben, mit neuzeitlichen Fördermethoden eine tägliche Rohölausbeute von 500 Litern erbringen könnte. Ohne langen Aufenthalt wurde nach dieser Feststellung weitergebohrt: nicht im Rekordtempo, wie das in längst erforschten Erdölgebieten geschieht, sondern vorsichtig tastend und forschend. Gesteinsproben und Spülgut, das man aus den weiteren Tiefen emporholte, gaben ebenso wie elektrische Widerstandsmessungen den Geologen fortlaufend ein klares Bild über die Formationen der Schichten. Als man etwa 700 Meter tief in die „Murchinosä-Zonen" vorgedrungen war, wurde das Bohrloch vorsorglich verrohrt und auszementiert. Weitere 140 Meter im Erdinnern, also in 840 Meter Tiefe traf der Bohrmeißel den Posidonienschiefer des Lias. Und nun gelang es ganz neuerdings, aus diesem Horizont zum erstenmal im östlichen Oberrheintal-Gebiet Rohöl zutage zu fördern!



Der Forster Bohrturm bei Nacht

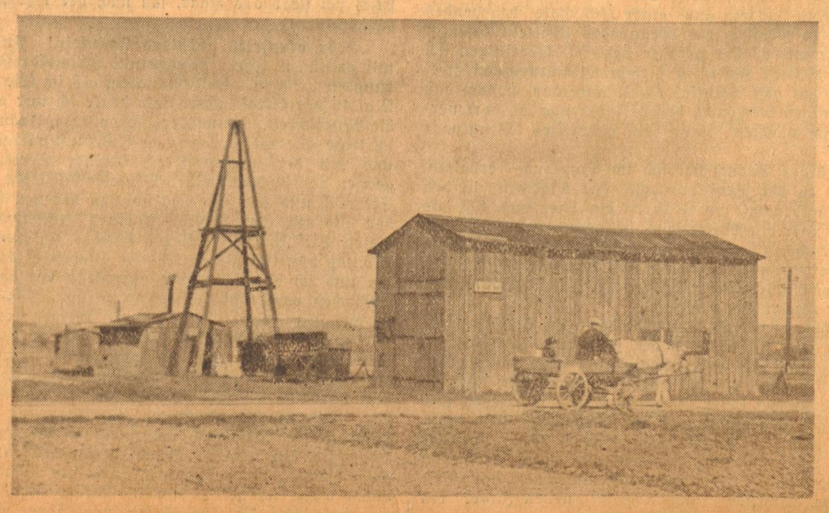
So hat gleich die erste Bohrung, die in diesem süddeutschen Erdölhoffnungsgebiet unter dem Tertiär den „Unter-Dogger" durchteufte, diesen als einwandfrei ölführend angetroffen. Das zur Zeit mit der „Schlammbüchse" aus diesem neuentdeckten Horizont emporgebrachte Oel ist — ähnlich wie das im geologisch verwandten Elsaß vorkommende Rohöl — verhältnismäßig gasarm. Es steht also nicht unter eigenem Gasdruck und tritt deshalb erst allmählich — mit Nachhilfe unterirdischer Gesteinsspülungen — in das Bohrloch aus. Deshalb ist auch ein Urteil über die endgültige Ergiebigkeit und Fördermenge nach einiger Fortdauer der noch in vollem Gang befindlichen Ausspülarbeiten möglich. Voraussichtlich wird man bei der bevorstehenden Fördertechnik ganz neuartige Methoden anwenden, um eine möglichst wirtschaftliche Ausbeutung zu erzielen. Auch die zweite „Itag-Baden"-Bohrung, die bereits seit mehreren Wochen viel westlicher, unmittelbar bei Forst niedergebracht wird, dürfte die Aufschlußarbeiten über das wirkliche Erdölvorkommen in dieser Gegend noch wesentlich unterstützen

Alex Büttner.



Schlammsee mit Tiefspülung

Stiller Winkel in Forst, das von künftiger Größe träumt



Alter Holzbohrturm zwischen Bruchsal und Ubstadt